



Die  
*Karawane*

Vierteljahresshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde

LUDWIGSBURG WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30



Beiträge zum Bild der  
**OSTKIRCHEN**

Bild auf der Titelseite: Athos-Kloster Vatopedi

# DIE KARAWANE

Heft 3/4 — 4. Jahrgang 1963/64

## Beiträge zum Bild der OSTKIRCHEN



Herausgegeben im  
KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG  
mit Unterstützung des Büros für Länder- und Völkerkunde  
Ludwigsburg

## INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Univ.-Prof. Dr. Ernst Plewe ALFRED PHILIPPSON . . . . .	3
Prof. Dr. W. Lang Lendorff GESCHICHTE UND WESEN DER OSTKIRCHE	7
Oberstudiendirektor Dr. B. K. Weis ATHOS, DAPHNI (Gedichte) . . . . .	23
Oberstudienrat Dr. Walter Steinle BYZANZ UND ROM . . . . .	25
Kurt Senko und Oberstudiendirektor B. K. Weis METEORA (Gedichte) . . . . .	43
Dr. Vera Friederike Hell KLÖSTER IN DER WÜSTE . . . . .	47
Dr. Vera Friederike und Dr. Hellmut Hell ZUR GESCHICHTE DER RELIQUIEN . . . . .	59
Dr. Vera Friederike Hell DIE WALLFAHRT NACH SANTIAGO DE COMPOSTELA . . . . .	66
Dr. Theodor Konrad Kempf BERÜHRUNGEN UND FERNWIRKUNGEN ÄGYPTISCHEN CHRISTENTUMS IM RHEINLAND . . . . .	79
NACHRICHTEN . . . . .	88

# ALFRED PHILIPPSON

1. 1. 1864 — 28. 3. 1953

Am 1. 1. 1964 jährt sich zum hundertsten Mal der Geburtstag des Geographen Alfred Philippson, dessen zu gedenken aus vielen Gründen Anlaß besteht. Ihm öffnete sich die Welt jenseits seiner Heimatstadt Bonn auf einer Reise in die Schweiz, auf die der damals erst Achtjährige seine Eltern begleiten durfte. Dieser frühe, aber tiefe Eindruck sollte seinen Beruf und sein Lebensziel bestimmen.

Nach dem Abitur (1882) studierte er bei dem Begründer der modernen Geographie, Ferdinand von Richthofen, dem er von Bonn nach Leipzig und Berlin folgte. Er rundete sein Studium auf dem Gebiet zahlreicher Naturwissenschaften, insbesondere der Geologie und Mineralogie, sowie in der Volkswirtschaftslehre ab. Er habilitierte sich in Bonn 1891, wohin er nach Berufungen auf die Ordinariate in Bern (1900—06) und Halle (1911) endgültig zurückkehrte. Mit Erreichung der „Altersgrenze“ ließ er sich 1929 emeritieren, um sich fortan ganz seinen Studien widmen zu können. Aber im August 1941 wurde er aus dem von ihm bewohnten Elternhaus vertrieben und im Juni 1942 mit Frau und Tochter für drei volle Jahre, bis zum 10. Juli 1945, nach Theresienstadt deportiert. Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß ihm in Bonn noch ein langer fruchtbarer Lebensabend beschieden war, bis er am 28. 3. 1953 im 90. Lebensjahr starb.

Philippson war durch und durch Forscher und Gelehrter, der nicht gern nach außen in Erscheinung trat. Aber die Fachwelt kannte ihn und überhäufte ihn mit wohlverdienten Ehrungen, so die Akademie der Wissenschaften in Athen, die den alten Ehrendoktor ihrer Universität (1912) noch im Juni 1934 (!) bei amtlicher Anwesenheit des deutschen Gesandten feierlich zu ihrem Mitglied ernannte.

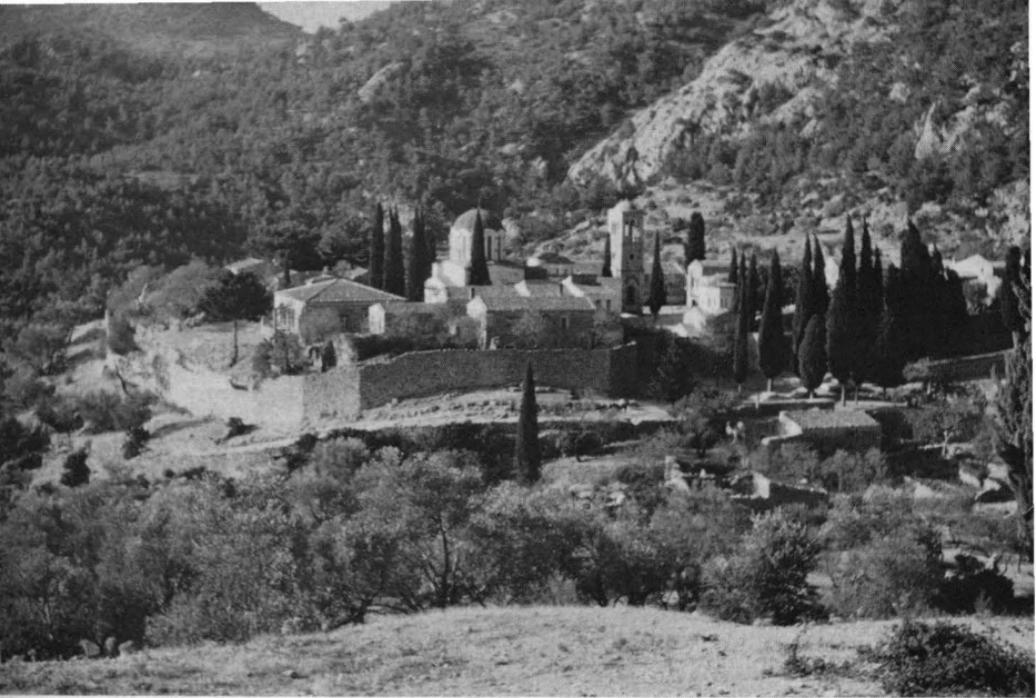
Fragt man nach seinen Verdiensten, so muß man von vornherein darauf verzichten, Zahl und wissenschaftliches Gewicht seiner Veröffentlichungen auch nur anzudeuten. Grundlegend gebliebene Arbeiten zur Geomorphologie, einer Wissenschaft, die er wesentlich mit geschaffen hat, beginnen mit seiner Promotion. Er war ein scharfer und die Tatsachen rasch ordnender Beobachter, der die Theorie — genannt sei nur der von ihm ge-

schaffene Begriff der Erosionssterminante – immer nur auf dem Boden ihm vertrauter Tatsachen betrieb. Seine mehrfach nachgedruckten (1921 ff) und in 2. Auflage (1930—33) neu bearbeiteten, aber der Ungunst der Umstände wegen Torso gebliebenen „Grundzüge der allgemeinen Geographie“ sind trotz dem bescheidenen Vorwort kein dogmatisches Lehrbuch, sondern eine auch didaktisch glänzende Diskussion der Probleme der physischen Geographie, insbesondere der Geomorphologie, und insofern von dem bleibenden Wert eines Originalwerks. Wie in allen seinen Arbeiten bewundert man auch hier die nuancierte, stets kristallklare Diktion.

Sieht man ab von selbstverständlichen und sehr wertvollen Studien in der Umgebung seiner wechselnden Wirkungsstätten, vor allem also zur mittelrheinischen Landeskunde, so war sein besonderes Arbeitsfeld das Mittelmeergebiet, vorwiegend in seinen östlichen Teilen, Griechenland und Kleinasien, Länder, die er von 1887—1904 zu Pferde, ab 1928 mit dem Auto auf zahlreichen Reisen erforschte. Auf 20 000 km Routenaufnahmen vom Pferde herab schuf er sich selbst die fehlenden topographischen und geologischen Karten, 28 Blätter 1:300 000, von denen je sechs topographische und geologische über das westliche Kleinasien veröffentlicht werden konnten, eine kaum schätzbare Leistung eines im vollen Universitätsbetrieb stehenden Professors. Nur ihm konnte Steinmann „Kleinasien“ in seinem „Handbuch der regionalen Geologie“ (Bd. V/2, 1918) übertragen. In dieser festen Verbindung von topographischer und geologischer Grundlagenschaffung für die stets angestrebte landeskundliche Gesamtdarstellung ist Philippson der konsequenteste und bedeutendste Schüler und Nachfolger seines großen Lehrers Richthofen geblieben. Seiner Geologie Kleasiens hat er 1939 „Das Byzantinische Reich als geographische Erscheinung“ (Leiden in Holland) als politisch-geographische Betrachtung ergänzend und darin zahlreiche voraufgehende Studien zusammenfassend zur Seite gestellt.

Schlechthin klassisch geworden ist seine großartige Synthese „Das Mittelmeergebiet“ (1904, 4. Aufl. 1922), ein Werk, mit dem er seinem älteren Kollegen Theobald Fischer, der sich in jahrzehntelanger Arbeit diesen Raum von Westen, von der Iberischen Halbinsel und den Atlasländern her erschlossen hatte, unbeabsichtigt aber leider den Mut zu einem bereits begonnenen ähnlichen Versuch nahm.

Philippson blieb in seinen Interessen und Forschungen ein europäischer Geograph, dem auf diesem Boden wohl jedes Land einschließlich Rußland aus eigener Sicht bekannt war. Nicht



Insel Chios — Kloster Nea Moni

weniger als 27mal ist er allein in Italien gewesen, 10mal auf speziellen Forschungsreisen (u. a.: Das fernste Italien, 1925). Aber hier blieb ihm der angestrebte Abschluß versagt. Dagegen war wohl kein anderer wie er berufen, den Band „Europa“ (1906) in der „Allgemeinen Länderkunde“ von W. Sievers allein zu gestalten, und er übernahm auch die schwierige Aufgabe, ihn in der 3. Aufl. (1928) unter Auslassung von Deutschland, dem ein eigener Band von O. Maull gewidmet wurde, erneut zu bearbeiten.

Die Krönung seines Werks aber sind „Die Griechischen Landschaften. Eine Landeskunde“, ein vierbändiges, aber vielteiliges Monumentalwerk, das er 1929 als Frucht zahlreicher Reisen und Spezialstudien niederzuschreiben begann, dessen kostbares Material er über alle Fährnisse des Nationalsozialismus und des Krieges retten konnte, dessen Einleitung aber, die er in Theresienstadt geschrieben hat, seine wissenschaftliche Confession „Wie ich Geograph wurde“, bisher nicht gedruckt ist.

Sein ursprünglicher Plan zielte auf eine Landeskunde der „Ägäis“, wie er die Inseln nicht nur des ägäischen Meers, sondern auch die Gesamtheit der Länder rings um dasselbe herum als Einheit erfaßte und nannte. Aber da ihm für Kleinasien neuere Unterlagen fehlten und er sich im wesentlichen nur

selbst hätte abschreiben müssen, und da ihm die Länder der nördlichen Balkanhalbinsel nicht genügend vertraut geworden waren, blieb es bei Griechenland. Das Manuskript konnte er noch abschließen und das Erscheinen des 1. Bandes in drei Teilen (1086 Seiten!) erleben. Dann übernahm Prof. Dr. E. Kirsten, den Philippson schon früher zur Mitarbeit herangezogen hatte, die Herausgabe der letzten drei Bände. An seinem Text wünschte Philippson nichts geändert, dagegen begrüßte er dankbar, daß Kirsten jedem Regionalabschnitt einen umfangreichen Anhang „Beiträge zur historischen Landeskunde“ hinzufügte, der jeweils von der Prähistorie bis ins Mittelalter und oft noch darüber hinaus führt. So verfugen sich hier dank Kirstens Einfühlungsvermögen zwei große selbstständige Werke zu einer höheren Einheit von sehr eigenartigem Gepräge. Dieses Werk ist nun kein Lesebuch wie „Das Mittelmeergebiet“, sondern setzt intime Kenntnisse, Zeit und den Willen voraus, es zu studieren. Dem Griechenlandforscher jeder Richtung wird es auf nicht absehbare Zeit feste Grundlage bleiben. Wer aber auch nur einen Teil, eine Einzelhandschaft aus diesem Buch heraus verstehen lernen will, wird reich belohnt. Der zu einem Urteil berufene Otto Maull stellt dieses Werk in seiner Bedeutung neben Richthofens „China“.

Ich habe Philippson nur einmal Ende der 30er Jahre bei Hettner in Heidelberg gesehen und war tief beeindruckt von dieser vitalen, fast 10 Jahre nach ihrer Dienstentpflichtung vom Alter noch unberührten Persönlichkeit, von dem mächtigen Schädel, dem die mandelförmigen, großen dunklen Augen Ausdruck gaben, die kraftvoll vorspringende Nase unter der breiten hohen Stirn Profil verlieh. Aber ich fühlte mich weniger angezogen, als erdrückt von der Wucht dieser Gestalt und hatte auch den Eindruck, daß selbst Hettner aller Anstrengung bedurfte, um sich neben diesem, ihm seit Studentenzeiten befreundeten Gesprächspartner zu behaupten, dessen lebhaft, aber methodisch gezügelte geistige Produktionskraft ebenso unverkennbar war, wie seine Empfindlichkeit gegen Widerspruch. Denn er war sich seines Werts bewußt und gewohnt, in jeder Situation unerschütterter für sich selbst zu stehen, im Kern unwandelbar und unnachgiebig, nicht durch Anregung von außen, nur aus eigener Gedankenführung einer Entwicklung fähig, einer der Großen in der Geschichte der Geographie.

## Geschichte und Wesen der Ostkirche

Wer auf einer Fahrt in das östliche Mittelmeer in eine erste Berührung mit der dortigen christlichen Kirche gekommen ist, wird, sei er nun Protestant oder Katholik, sogleich gespürt haben, daß ihn eine neue, ungewohnte Glaubenswelt anspricht. Wie andersartig ist schon das äußere Bild, das sich ihm bietet: die Architekturform der meisten Kirchen, das seltsame Habit der dortigen Geistlichen, deren auffallende Häufigkeit im Straßenbild, der so eigenartige Ritus des Gottesdienstes, etwa der Verzicht auf jegliches Musikinstrument und Beschränkung einzig auf die menschliche Stimme. All das mögen Äußerlichkeiten sein, die über den inneren Kern christlicher Gesinnung nichts aussagen, Widerspiegelungen also, die sich aus der Geschichte, den volkhafte Elementen, südlichem Temperament und Klima ergeben haben könnten. Dem etwas näher zusehenden Reisenden bleibt aber darüberhinaus nicht verborgen, daß er es hier mit einer ihm im Grunde fremden Religiosität zu tun hat. Er wird dessen gewahr, wenn er etwa der Karfreitagsliturgie beiwohnt und seinen Blick über die dicht gedrängte Menge, über das ununterbrochene Kommen und Gehen, Geschiebe und Gedränge, aber auch über die beinahe heiteren und unbefangenen Gesichter der Gläubigen gleiten läßt. Hat er das Glück, eines der Athos-Klöster besuchen zu können, also der Inkarnation ostkirchlicher Frömmigkeit Auge in Auge gegenüberzustehen, dann beschleichen ihn zwiespältige Gedanken. Wenn er auch weiß, daß dem Athos-Mönch das Diesseits nichts, das Jenseits alles bedeutet, so graust ihm doch vor der pietätlosen Art, mit der er dort die Toten behandelt sieht. Schädel- und Schenkelknochen in einem Kerichteimer, Dutzende von Schädeln in einer dunklen Ecke lieblos übereinandergestapelt, das schockiert zutiefst das mitteleuropäische Empfinden, und unser Reisender müßte kein moderner Mensch sein, wenn er sich diesen makabren Komplex nicht mittels eines Farbdias abreagierte. Und doch befällt ihn Ratlosigkeit, ja er fühlt sich entwaffnet, wenn er dem ihn durch die Klosteranlage führenden Mönch ins Auge schaut. Ein Auge, aus dem die heitere Ruhe sicherer Geborgenheit in Gott herausleuchtet; und wenn er diesen selben gütig strahlenden Blick bei allen anderen Mönchen wiederfindet, bei Männern, die hier auf dem Athos nichts anderes, aber wirklich nichts anderes tun als ihrem eigenen Tod entgegenzuleben.

Eindrücke, die den Besinnlichen reizen mögen, nach dem Warum und Woher dieser seltsamen Frömmigkeit zu fragen. Die Antwort ist nicht gar so leicht zu finden. Die Schwierigkeiten beginnen schon mit dem Namen, unter dem diese Kirche bekannt ist, besser gesagt, mit den verschiedenen Bezeichnungen, welche die andere Welt dieser Kirche beilegt. Gemeinhin spricht man von ihr als der „orthodoxen“ Kirche. Dieses Epitheton des „Rechtgläubigen“, das auch der selbstgewählte offizielle Titel enthält, bezeichnet aber zunächst nur das, was jede Glaubensform, will sie sich nicht von vornherein selbst aufgeben, beansprucht, ja beanspruchen muß. Irreführend ist auf jeden Fall die häufig zu hörende Bezeichnung „griechisch-katholische“ bzw. „griechisch-orthodoxe“ Kirche. Ganz abgesehen von den aus nationalistischen Motiven geborenen Protesten der serbischen, rumänischen oder gar russischen Kirchen ist diese Formulierung schon möglicher Verwechslungen wegen zu vermeiden. So versteht man beispielsweise in Österreich unter „griechisch-katholisch“ die mit Rom unierten Kirchen des Ostens. Um der Sprachverwirrung zu steuern, empfiehlt es sich, den Titel zu wählen, den sich die hier zur Frage stehende Kirche selbst gegeben hat: Ostkirche (ἐκκλησία τῆς ἀνατολῆς.) Für das überdies beanspruchte Beiwort καθολική (= die ganze Erde umfassende) mag derselbe Einwand gelten wie für das bereits genannte „rechtgläubig“.

Frägt man nun einen Gläubigen dieser Ostkirche, worin sein Glaube sich von dem der anderen christlichen Kirchen, zumal der römisch-katholischen, unterscheide, erhält man zur Antwort, für die Gläubigen der Ostkirche gälten nur die Beschlüsse der ersten 8 ökumenischen Konzilien, die der folgenden dagegen nicht mehr. Damit ist das Stichwort gefallen, das uns den Weg zum historischen Verständnis weisen und den Schlüssel zur Erkenntnis ostkirchlichen Wesens in die Hand geben mag. Was man unter einem Konzil zu verstehen habe, ist der Welt durch das augenblicklich tagende zweite Vatikanum deutlich in Erinnerung gerufen worden: eine Versammlung der höchsten Würdenträger der römisch-katholischen Kirche aus aller Welt, deren Beschlüsse, falls sie die Zustimmung des amtierenden Papstes finden, für die Gläubigen Gesetzeskraft erlangen.

Überblickt man die Geschichte dieser Konzilien von ihren Anfängen bis in unsere Tage, so ergeben sich zwei zunächst überraschende Feststellungen. Die Zahl der von der katholischen Kirche anerkannten Konzilien beträgt einschließlich des zweiten Vatikanums 21. Auf die Jahrhunderte der christlichen Zeit-



Athos — Kloster Vatopedi, der Balkon des Abtes

rechnung gleichmäßig verteilt, ergäbe das ungefähr pro Jahrhundert ein Konzil. Ein Blick auf die chronologische Tafel zeigt jedoch ein ganz anderes Bild. Zunächst dauert es einmal über 300 Jahre bis das erste Konzil zusammentritt, die nächsten drängen sich dann in rascher Folge, bisweilen im Abstand von nur 30 Jahren, zusammen, um im zweiten Jahrtausend wieder größere Abstände, zuweilen von 300 Jahren, aufzuweisen. Diese unregelmäßige Verteilung entspricht nun dem Werden und Wachsen der Kirche, wie es vernünftigerweise nicht anders erwartet werden kann. Die Schaffung der christlichen Kirche aus dem Nichts heraus, der Weg, der durch Verfolgung und Tolerierung zur Anerkennung als Staatsreligion führte, brauchte seine Zeit, und erst als die Zahl der Anhänger zu einer gewissen Größenordnung angewachsen war, ergab sich das Bedürfnis nach einer festen Organisationsform und der dogmatischen Festlegung der Glaubensinhalte.

Das geschah zum ersten Mal auf dem Konzil von Nikäa (325). Nachdem dann in rascher Folge auf den nächsten Konzilien die wie von elementarer Gewalt emporgetriebenen Probleme und Streitfragen ausdiskutiert und entschieden waren, trat über vergleichsweise lange Zeiträume — sieht man einmal von den

vier Laterankonzilien des 12./13. Jahrhunderts ab — Ruhe ein. Sie wurde nur gelegentlich unterbrochen, um zu der oder jener brennend gewordenen Frage, etwa der Reformation, Stellung zu beziehen.

Die zweite Überraschung bietet der geografische Befund der Tagungsorte, da liest man die Namen Ephesus und Chalkedon (je einmal), Nikäa (zweimal) und Konstantinopel (viermal), alles Hafenstädte des östlichen Mittelmeeres, die sich zudem im engeren Bereich der Hauptstadt des oströmischen Reiches befinden. Erst mit dem 9. Konzil beginnt die von nun an nicht mehr unterbrochene Verlagerung nach dem Westen: Rom, Lyon, Vienne, Konstanz, Trient und Basel; die räumliche Zäsur setzt demnach genau nach dem 8. Konzil ein, das unser befragter Ostkirchenmann als das letzte für ihn verbindliche bezeichnet hat. Auch hier ist die Klärung nur aus der geschichtlichen Entwicklung zu gewinnen. Das früheste Christentum, das sog. Judenchristentum, war mit der Eroberung und Zerstörung Jerusalems durch die Römer (71) tödlich getroffen worden. Wo der christliche Glaube der ersten Jahrhunderte weiterlebte und neu Fuß faßte, zeigt am besten die Adressatenliste der Paulusbriefe. Wenn man von Rom einmal absieht, waren die Empfänger dieser Briefe die christlichen Gemeinden von Saloniki, Ephesus, Korinth, die Galater und Kolosser, alle im östlichen Mittelmeerbereich an den Küsten der Ägäis. Entwicklungsgeschichtlich war Rom zunächst nur ein Vorposten der im Osten entstandenen und von dort sich ausbreitenden neuen Glaubenslehre, nicht deren Zentrum.

Die politische Entwicklung des kaiserlich römischen Imperiums spielte nun zu Beginn des 4. Jh. dem östlichen Christentum eine Chance zu, die es dann auch ohne Zögern nutzte. Es war der weltgeschichtlich entscheidende Entschluß Konstantins des Großen, die Residenz des Reiches in das neuerstandene Byzanz zu verlegen, der Entschluß eines römischen Kaisers, der, ohne selbst Christ zu sein, in seinen Kämpfen gegen den Rivalen Maxentius an der Milvischen Brücke (312) die Unterstützung des Christengottes glauben zu haben. Und es war zunächst wohl vorwiegend nüchternes, politisches Kalkül, das ihn bewog, schlichtend in den Streit einzugreifen, der den Bestand eben dieser christlichen Kirche, zugleich aber auch das eigene politische System zu gefährden drohte. Er, der Heide, berief im Jahre 325 das Konzil von Nikäa ein, präsierte den Sitzungen und unterzeichnete die gefaßten Beschlüsse.

Worum es sachlich auf diesem Konzil ging, sei, da es in unserem Zusammenhang nur am Rande interessiert, kurz skiz-

ziert: Ob Christus dem Vater wesensgleich sei (ὁμοούσιος), wie der Bischof Athanasios von Alexandria behauptet, oder nur wesensähnlich (ὁμοεισιστος), wie der Presbyter Areios lehrte, wie also der schwierige Begriff der Trinität zu klären sei, war die zur Entscheidung stehende Frage. In der griechischen sprachlichen Formulierung ging es demnach um das berühmte Jota, das man nach Goethe (Faust, Schüler-Szene) keinem Wort rauben darf. Das in der für die christlichen Kirchen noch heute gültigen Form beschlossene Glaubensbekenntnis gab dem Athanasios Recht. Dogmatisch, also de jure, war die Sache somit entschieden. Daß die trotzdem weiterschwelende Opposition auch de facto ausgeschaltet wurde, dafür sorgte mit rauher Hand das Schicksal, das die der arianischen Lehre weiterhin anhängenden germanischen Völker in dem Sturm der Völkerwanderungskämpfe gnadenlos untergehen ließ.

Festzuhalten ist jedenfalls, daß auf dem nizänischen Konzil zum ersten Mal sich die so seltsame und nirgends sonst in dieser Form wiederholte Kooperation weltlicher und geistlicher Instanzen offenbart hat, die zu einer über 1000jährigen Ineinanderverzahnung von Thron und Altar führen sollte; eine Symbiose, in der, wie sich zeigen wird, Glanz und Elend der Ostkirche zugleich begründet lag. Daß man Konstantin, der erst auf dem Sterbelager sich taufen ließ, nach seinem Tode als 12. Apostel feierte, mag symbolisch für das stehen, was man nicht sehr glücklich mit dem Ausdruck Cäsaropapismus zu benennen pflegt. Alle oströmisch-byzantinischen Kaiser, mochten sie im menschlichen Bereich noch so fragwürdige Existenzen gewesen sein, mochten sie, aus welchen Schichten des Volkes auch immer, sei es legal oder gar durch Mord auf den Thron gelangt sein, alle fühlten sich als Statthalter Christi, als Gesalbte des Herrn. Und noch entscheidender war die Tatsache, daß die öffentliche Meinung diese Ansprüche anerkannte. Das Verhältnis des Kaisers zum Patriarchen, als dem höchsten geistlichen Würdenträger, ist, abgesehen von gelegentlichen Ansätzen, nie schriftlich fixiert worden. Natürlich war es häufig in seinem Mit- und Gegeneinander durch persönliche Eigenart und Charakter der beiden Kontrahenten bedingt. Der Kaiser konnte einen Patriarchen ein- und absetzen, wie denn überhaupt der Einfluß der Laien bei der Ernennung aller geistlichen Würdenträger eine erhebliche Rolle spielte. Auch kam es vor, daß der Papst seinerseits dem Kaiser, der durch seinen Lebenswandel Anstoß erregt hatte, den Zutritt zur heiligen Handlung in der Hagia Sofia verwehrte. Nie aber wäre er auf den Gedanken gekommen, die Frage des Primats aufzuwerfen,

den Staat als den weltlichen Arm der Kirche zu bezeichnen und damit die Einheit von Staat und Kirche zu sprengen. Einen Gregor VII., einen Innozenz III. hat die Ostkirche nie hervorgebracht.

Doch damit sind wir der historischen Entwicklung vorausgeeilt. Wir kehren zurück zum Jahr 431. Ein 2. Konzil, diesmal in Ephesus, hatte sich als notwendig erwiesen, um die Unruhe zu beheben, die über der Lehre des konstantinopolitanischen Patriarchen Nestorios entstanden war. Entgegen der bisherigen Lehre, wonach Christus wohl zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche, besitze, aber nur e i n e Person sei, hat Nestorios die Theorie von den zwei Naturen u n d den zwei Personen aufgestellt. Diese Lehre berührte naturgemäß auch die Auffassung von der Person Mariens. Ist sie Gottesgebärerin (Θεοτόκος) oder nur, wie die Zwei-Personen-Lehre fordert, Christusgebärerin (Χριστοτόκος), also Mutter des Menschen Christus?

Auch hier kam es zu einem eindeutigen Konzilsbeschluß, der die nestorianische Lehre verwarf. Aber diesmal ließ sich die Durchführung in praxi weniger gut an. Die unterlegenen Nestorianer spalteten sich ab, gründeten eine eigene Kirche und erhielten so starken Zulauf, vor allem in den östlichen Provinzen, daß es lange Zeit zweifelhaft schien, ob die Verlierer des Konzils nicht schließlich doch die Sieger sein würden. Jedenfalls hat das Christentum in der nestorianischen Form einen erfolgreichen Zug nach dem Fernen Osten angetreten, und eine im Jahre 1623 von Jesuiten in der Provinz Schensi gefundene und trotz Voltaires zweifelndem Spott als echt erwiesene Inschrift zeigt, daß im 8. Jahrhundert unter dem Kaiser Taitsung China zwar nicht de jure aber de facto ein christliches Reich war. Es lohnt, einmal einen Augenblick dem Gedanken nachzuhängen, wie die Weltlage wohl in unseren Tagen aussähe, wenn sich dieses Christentum dort hätte halten können. Wir wissen, daß es unter grausamen Verfolgungen auf demselben Weg, den es gekommen war, sich wieder hat zurückziehen müssen. Die letzten Reste der Nestorianer, auf etwa 150 000 Seelen geschätzt, leben heute noch in Armenien. Wir werden ihnen nochmals kurz begegnen.

Schon 30 Jahre nach dem Ephesus-Konzil erwies sich eine neue, die ohnehin streitbaren Geister erregende These als entscheidungsreif. In Chalkedon fand sich 451 das 3. Konzil zusammen, um die Irrlehre des Presbyters Eutyches zu verdammen, der Christus eine Person und auch nur eine Natur (μία φύσις)



Athos — Kloster Vatopedi, Blick vom oberen Wachturm in den Hof

zuerkannt wissen wollte. Wieder führte die Abspaltung der Unterlegenen, der, wie sie sich nannten, Monophysiten, zur Gründung von Sonderkirchen. Der Umstand, daß sie als Ketzer gebrandmarkt wurden, hat sie nicht daran gehindert, mit mehreren Millionen von Anhängern in den Formen der koptischen Kirche (Ägypten), der armenischen und der abessinischen Kirchen und den sogenannten syrischen Jakobiten ungebrochen bis in unsere Tage weiterzuleben.

Da die Konzilien der nächsten Jahrhunderte Fragen von geringerem dogmatischem Gewicht behandelten, seien sie hier übergangen. Die skizzenhafte Darstellung der drei ersten ökumenischen Kirchenversammlungen mag genügen, um die typischen Züge erkennen zu lassen. Dabei ist folgendes festzuhalten: Der römische Bischof, dem auf Grund seiner Schlüsselgewalt schon bald auch im Osten eine gewisse theoretische Vorrangstellung zugebilligt wurde, war auf keinem dieser Konzilien persönlich anwesend. Zumeist war er durch Legaten vertreten. Das Gros der Teilnehmer stellten die geistlichen Würdenträger der vier Patriarchate Alexandria, Jerusalem, Antiochia und Konstantinopel, an ihrer Spitze naturgemäß deren

Patriarchen. Unter ihnen wiederum nahm der am byzantinischen Kaiserhof in Konstantinopel residierende Patriarch die Stellung eines *primus inter pares* ein. Die Sitzungen wurden — es sei wiederholt — vielfach von den Kaisern einberufen und geleitet. Debattiert wurde mit aller der griechischen Seele eigenen Leidenschaft und stimmlichem Aufwand. Nicht selten nahmen die Argumente handgreifliche Formen an, man scheute sich nicht, die Gegenpartei durch bewaffnete Gefolgsleute einzuschüchtern; man erzählt von Bibeln, die als Wurfgeschosse dienten, von ausgerissenen Bärten, ja gebrochenen Gliedmaßen. In berüchtigter Erinnerung blieb das *latrocinium Ephesium*, die „Räubersynode von Ephesus“, auf der es Tote und Verwundete gab. In der Unerbittlichkeit, mit der die Kontroversen ausgetragen wurden, steckt ein gut Stück altgriechischen Erbes, die Freude am Kampf mit geschliffener Geistesklinge einerseits und der unwiderstehliche Trieb, jeden Begriff bis auf den Grund zu klären andererseits. Dabei waren die uns heutigen Menschen teilweise recht spitzfindig anmutenden Streitigkeiten durchaus nicht auf den Kreis der Schriftgelehrten und Kirchenfürsten beschränkt. Auch das Volk nahm an ihnen regen Anteil. Gregor von Nyssa gibt uns aus dem Konstantinopel des Jahres 380 eine anschauliche Schilderung: „Diese Stadt“, sagt er, „steckt voller Handwerker und Sklaven, von denen jeder ein tiefer Philosoph ist. Sie predigen in den Werkstätten und auf den Straßen. Wenn du bei einem ein Silberstück wechseln läßt, setzt er dir auseinander, worin sich der Vater vom Sohn unterscheidet. Fragst du ihn nach dem Preis eines Brotlaibes, so bekommst du zu hören, daß der Sohn geringer sei als der Vater. Und wenn du dich erkundigst, ob dein Bad fertig sei, erhältst du zur Antwort, der Sohn sei aus dem Nichts gezeugt.“ Auf jenen ersten Konzilien, welche die grundlegende und bis heute noch gültige Lösung der wichtigsten dogmatischen Probleme brachten (Trinität, Christologie, Marienverehrung) war also ein deutliches Übergewicht der östlichen Patriarchen festzustellen, begründet nicht nur in geographischer Lage, sondern auch in der Autorität der byzantinischen Kaiser, nach denen bis zum Jahr 722 alle Urkunden der Kirche datiert wurden. Weshalb der römische Bischof sich damals so auffallend zurückhielt, erklärt ein Blick auf die weltpolitische Entwicklung. Während im Osten seit den Tagen des großen Konstantin ein militärisch mächtiges, glänzend durchorganisiertes neues Reich, das griechische Kaiserreich, sich erhob, tobten über die Apenninhalbinsel die Stürme der Völkerwanderung hinweg. Es waren schwere Zeiten für die römische Kirche. Erst als die Wogen

jener bewegten Jahrhunderte sich glätteten und in dem Frankenreich Karls des Großen sich ein stabiler weltlicher Partner anbot, wuchs auch zusehends Ansehen und Einfluß des Papstes. Dies machte sich sogleich in einem härteren Kurs bemerkbar, den man der allzu mächtig gewordenen östlichen Kirche gegenüber einschlug. So verweigerte der Papst im Jahre 867 dem Patriarchen von Konstantinopel, Photios, den bisher nie mit Nachdruck bestrittenen Titel des patriarcha universalis. Photios, als Laie vom Kaiser zum Patriarchen ernannt, dreimal von ihm ab- und wieder eingesetzt, einer der gebildetsten Menschen seiner Zeit und heute noch von der östlichen Kirche als Heiliger verehrt, ließ es darüber zum Bruch kommen. Dieses erste Schisma ist dann auch nie mehr ganz überwunden worden.

Schon hier zeigt sich, daß die sich anbahnende Entfremdung weit weniger auf religiösen Meinungsverschiedenheiten als machtpolitischen Überlegungen beruhte. Das wurde noch klarer, als es zwischen Papst Leo IX. und dem Patriarchen Michael Kärulareos zum endgültigen Bruch kam. Leo war im Kampf gegen die Normannen in Sizilien eingefallen, einem Gebiet, das kirchlich damals noch Konstantinopel unterstand. Die Proteste dagegen und die entsprechenden Entgegnungen wurden in religiöse Formeln gekleidet. So warf man sich wechselseitig Ketzerien vor, beschuldigte den anderen, gesäuertes bzw. ungesäuertes Brot beim Abendmahl zu verwenden, das Halleluja während der Fastenzeit zu singen bzw. nicht zu singen und derlei Quisquilien mehr. Nie ist eine Entscheidung von weltpolitischem Rang mit falscheren Argumenten begründet worden als an jenem 16. VII. 1054, als der Legat Humbert die Bulle des Papstes auf den Altar der Hagia Sofia donnerte. Man verzeihe diesen saloppen Ausdruck, aber theatralisches Pathos gehörte nun eben einmal zum damaligen Stil solcher Auseinandersetzungen.

Dieser Julitag des Jahres 1054 gilt als einer der schwärzesten Tage in der Geschichte der katholischen Kirche. Die Trennung war unwiderruflich, und alle seither unternommenen Versuche einer Wiedervereinigung sind bis zum heutigen Tage gescheitert. Zunächst steigerte sich die gegenseitige Animosität sogar noch. Jener unselige 4. Kreuzzug und das sich anschließende lateinische Kaiserreich (1204—1261) waren nicht dazu angetan, für den Westen neue Sympathien zu werben. Als der Doge Enrico Dandolo, der so unverdientermaßen im Emporegeschoß der Hagia Sofia seine letzte Ruhestätte fand, den Kreuzzug zu einem Beutezug von Christen gegen Christen ummünzte,

zerstörte er dort die letzten schwachen Gefühle einer Bindung an den Westen. Abgründiger Haß gegen die plündernden und mordenden „Lateiner“ war die Folge. Die beiderseitigen Stellungen verhärteten sich derart, daß auch in den Tagen höchster Türkennot keine Verständigung möglich war. Als in jenen schlimmen Jahren Johannes VIII. Palaiologos bereit war, den Primat des Papstes anzuerkennen und auch die umstrittene Formel filioque in das ostkirchliche Credo zu übernehmen, scheiterte hinwiederum der Versuch am Widerstand des eigenen Klerus. Der Westen versagte seine Hilfe, als die Schicksalstunde des byzantinischen Reiches schlug. 700 Genuesen waren die einzigen, die bis zum Fall der Hauptstadt Waffenhilfe leisteten. Schnöde war der Dank dafür, daß der Osten jahrhundertlang mit starkem Waffenschirm den Ansturm der Araber und Asiaten vom Mittelmeer abgehalten und so ein einigermaßen ruhiges Wachstum der westlichen Welt erst ermöglicht hatte. Kurzsichtig war es dazu. Denn am Kahlenberg bei Wien mußte mit weit größerem Kraftaufwand nachgeholt werden, was man beim Fall von Konstantinopel im Jahre 1453 versäumt hatte.

Die Eroberung der byzantinischen Hauptstadt war für die Ostkirche der schwerste Schlag, den sie in ihrer langen Geschichte hat hinnehmen müssen. Dabei muß man den türkischen Sultanen bescheinigen, daß sie nach anfänglichen Gewaltmaßnahmen, wie sie im Gefolge von solchen kriegerischen Unternehmen unvermeidlich zu sein scheinen, sich von einer gewissen Mäßigung leiten ließen. Wohl wurde der christliche Gottesdienst auf wenige Kirchen beschränkt, zumeist nur auf eine einzige, und wurde das höchste Heiligtum der Ostkirche, die Hagia Safia, zur Moschee umgewandelt. Der Patriarch wurde türkischer Beamter und damit in gewissen Fragen von bisher doch recht häufigen Einmischungen des Kaisers befreit. Schlimm aber war, daß durch Zwangsaussiedlungen der Bürger in die Provinz in der Hauptstadt ein ungeheurer Schwund an Gläubigen erfolgte und der Patriarch ein Hirte ohne Herde wurde. Darüber hinaus blieb eine latente Spannung zwischen der verbliebenen griechischen Minorität und den Türken erhalten, die bis auf den heutigen Tag in Abständen zu emotionalen Ausbrüchen führte. So hat man am Ostersonntag des Jahres 1828 den freiheitlicher Gedanken verdächtigen Patriarchen Gregor V. kurzerhand im Ornat an der Tür seiner eigenen Kirche aufgehängt, und es sind erst ein paar Jahre her, daß in Konstantinopel urplötzlich ein Griechenpogrom aufflammte, dem über 100 Menschen zum Opfer fielen.

Angesichts der Schwächung des bisher federführenden Patriarchats war es dann auch nicht verwunderlich, daß die übrigen Ostkirchen des Balkans und in Rußland sich selbstständig machten und völlig unabhängige kirchliche Verwaltungen mit eigenem Oberhaupt (autokephal) schufen. Was ein Jahrtausend die Stärke der byzantinischen Kirche gewesen war, die enge Verbindung mit der weltlichen Macht, ließ nach deren Wegfall den Sturz in die Tiefe um so schmerzlicher empfinden. Im Jahre 1589 spaltete sich das russische Patriarchat endgültig von den ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel ab, und die russischen Zaren fühlten sich bald als legitime Nachfolger der byzantinischen Kaiser. Daß damit so handfeste politische Konsequenzen wie der Anspruch auf die Meerengen verbunden wurden, braucht niemanden zu wundern. Wenn Molotow einst von Hitler den Bosphorus und die Dardanellen als Gegengabe russischer Konzessionen herauszuhandeln suchte, so reihte er sich würdig in die Tradition moskowitzischer Außenpolitik ein.

Man sollte meinen, es habe in der geschichtlichen Logik gelegen, daß die Ostkirche in ihrem betont antirömischen Affekt Verbindung mit der deutschen Reformation hätte suchen müssen. Von dorthier wurden auch Versuche unternommen. Doch fanden die Briefe Melanchthons und die von Tübinger Professoren im Jahre 1573 übersandte griechische Übersetzung der Confessio Augustana eine kühl-höfliche Ablehnung; Verhandlungsangebote wurden ignoriert. Es zeigte sich hier eben doch, daß die Spaltung des Jahres 1054 keine religiöse Revolution gewesen war, daß Wittenberg und Konstantinopel in anderen Kategorien dachten. Auch ein von der anglikanischen Kirche 1716 geäußelter Wunsch, in ein Gespräch zu kommen, wurde abgewiesen. Dagegen will es wenig besagen, daß auf einer Tagung in Brünn im Jahr 1931 ein Abkommen über die Interkommunion mit der altkatholischen Kirche zustande kam. Die Splitterkirche der Altkatholiken, die in Deutschland knapp 35 000 Anhänger besitzt, war aus dem Protest gegen die auf dem ersten Vatikanum (1870) proklamierte Unfehlbarkeit des Papstes entstanden und stieß deshalb bei der Ostkirche auf verwandte Gefühle.

In Zahlen sieht das Bild der in viele autokephale Patriarchate zerfallenden Ostkirche heute folgendermaßen aus: Dem Patriarchat Konstantinopel unter seinem Patriarchen Athenagoras, einem in den USA geborenen Griechen, unterstehen noch 250 000 Gläubige, dem von Alexandria 150 000, von Antiochia 250 000, von Jerusalem 50 000; dem Patriarchen Alexius von

Moskau 125 Millionen; die rumänische Kirche zählt 13 Mill., die serbische 7, die griechische 6 und die bulgarische 4. Die in den USA lebenden 250 000 Gläubigen der Ostkirche unterstehen dem Patriarchen von Konstantinopel. Die Splittergruppen, also die Nestorianer und Monophysiten, eingerechnet, ergibt das eine Gesamtzahl von etwa 176 Millionen. Die Vergleichszahlen der anderen großen Religionen lauten: Römische Katholiken 410 Millionen, Mohammedaner 320 Millionen, Protestanten 200 Millionen. Nun sind die für die Ostkirche genannten Zahlen mit äußerster Vorsicht zu bewerten, was übrigens auch, freilich in geringerem Maß, bei den anderen christlichen Religionen der Fall ist. Was hinter den Zahlen der im Ostblock lebenden Kirchen heute in Wirklichkeit steckt, weiß niemand. Seit der kommunistischen Revolution des Jahres 1917 setzte eine atheistische, kirchenfeindliche Propaganda großen Ausmaßes ein, und auch die in unseren Tagen gelegentlich praktizierten shake-hands zwischen Chruschtschow und dem Patriarchen Alexius dürfen uns nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß die antikirchliche Bewegung systematisch weitergetrieben wird. Die von Zeit zu Zeit eingeschalteten Tauwetterperioden haben nicht verhindert, daß man gerade kürzlich in Rußland von den noch bestehenden 8 (!) Priesterseminaren weitere 3 geschlossen hat, desgleichen eine große Anzahl von Klöstern. Das einst nur von russischen Mönchen bewohnte Athos-Kloster Panteleimon, das vor 40 Jahren noch 2000 Insassen zählte, beherbergt heute deren knappe zwei Dutzend, und diese sind alle über 70 Jahre alt. In der russischen Kirche fehlt mehr und mehr die Jugend. Den Gottesdienst besuchen nur noch die Alten und hier wieder vorwiegend Frauen. In den Balkanländern ist die Lage kaum besser.

So unerfreulich für die Ostkirche diese Bestandsaufnahme auch aussehen mag, so bemerkenswerte Ereignisse, kraftvolle Bestrebungen und neue Impulse sind in den allerletzten Jahren zu beobachten. Die schon gleich nach dem ersten Weltkrieg einsetzenden Bemühungen des Patriarchen von Konstantinopel, die eine Einigung der vielen autokephalen Kirchen zum Ziele hatten, scheinen von einem gewissen Erfolg gekrönt zu werden. Im September 1961 tagte auf der Insel Rhodos die erste panorthodoxe Konferenz, sicher angeregt durch die römische Konzilsidee. Auf dieser Synode wurde im Grundsatz die Annäherung an die nestorianische und monophysitische Kirche empfohlen, also an jene Kirchen in Ägypten, Abessinien, Syrien und Armenien, die sich vor nunmehr anderthalb Jahrtausenden selbständig gemacht hatten. Erinnert man sich, daß die ge-



Athos — Kloster Vatopedi, Speisesaal

nannten Kirchen die ganze Zeit unter dem Fluch der Häresie standen, so kann man die Tragweite des Beschlusses ermessen. Man bläst also im ostkirchlichen Lager, wie man sagt, zum Sammeln. Daß wenige Wochen nach der Konferenz von Rhodos die russisch-orthodoxe Kirche in Neu-Delhi in den Weltkirchenrat, d. h. in die Vereinigung aller nicht römisch-katholischen Christen aufgenommen wurde, mag zunächst als ein antirömischer Akzent erscheinen. Doch widerspricht dem die

betont wohlwollende Haltung, die die Ostkirche, wenn man von einer gewissen Reserviertheit der russischen Vertreter absieht, Johannes XXIII. gegenüber an den Tag legte. Den vorläufigen Schlußstein dieser Annäherungstendenzen bildet die kürzliche Zusammenkunft von Paul VI. und Athenagoras an der heiligen Stätte der Christenheit.

Wenn man diese Entwicklung vor dem düsteren Hintergrund der heutigen Weltlage betrachtet, kann man sich nur freuen, daß von allen Seiten ernsthafte Anstrengungen unternommen werden, die in Dutzende von Richtungen geteilte Christenheit in ein Lager zusammenzuführen. Scheint doch die Erkenntnis durchzudringen, daß die westliche Welt sich angesichts des monolithisch-atheistischen Ostblocks den Luxus der Spaltung und Zerrissenheit nicht lange mehr wird leisten können. Kein denkender Mensch wird sich jedoch über die Schwierigkeiten, die diese Aufgabe mit sich bringt, Illusionen hingeben. Religionen sind Weltanschauungen, und wie die geschichtliche Erfahrung zeigt, sind verhärtete Meinungen auf weltanschaulichem Gebiet viel schwerer aufzuweichen, als dies etwa der wendigeren profanen Politik möglich ist.

Wenn wir auch sahen, daß für die Ostkirche ebenso wie für die römisch-katholische Kirche Grundlage ihrer Lehre das nizanische Glaubensbekenntnis, die Bibel und die mündliche Überlieferung sind, dürfen wir uns doch nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß die nunmehr tausendjährige Trennung zu einer Entfremdung geführt hat, die in vielen Dingen als durchaus dogmatisch bezeichnet werden muß. So lehnt die Ostkirche die Lehre vom Fegefeuer ab, sie anerkennt nicht die Lehre von der unbefleckten Empfängnis, sie kennt keinen Ablass, nicht die sog. überschüssigen Verdienste der Heiligen und vor allem — man erinnere sich ihrer Entstehung — widerspricht sie scharf der Lehre von der Infallibilität des Papstes. Weniger ins Gewicht fallen demgegenüber unterschiedliche Äußerlichkeiten wie das ungesäuerte Abendmahlbrot im Westen, das gesäuerte im Osten, der „reine Wein“ oder der mit Wasser vermischte. Hierüber wäre wohl leichter eine Einigung zu erzielen, wie auch über die übrigen äußeren Formen des Gottesdienstes.

Im Mittelpunkt der ostkirchlichen Liturgie steht die Meßfeier als symbolisierte Leidens- und Heilsgeschichte. Ein Besuch der Sonntagsmesse ist für den Gläubigen nicht geboten. Das frei gesprochene Wort, die Predigt, tritt hinter der Gebetsliturgie

zurück. So kommt es auch, daß dem Geistlichen der Ostkirche eine kurze Ausbildung, meist von wenigen Wochen, genügt. Profundes theologisches Wissen wird von ihm nicht verlangt. Ein akademisch-theologisches Studium kennt man nur in wenigen Ausnahmen. Auch kann der Geistliche verheiratet sein, wengleich Heiraten nach Antritt des geistlichen Amtes ungewöhnlich, bei Bischöfen unerwünscht sind. Die Mitwirkung der Laien bei der Wahl der Priester hat sich als Erbe der byzantinischen Kaiserzeit bis heute erhalten. So mußte noch vor kurzem ein griechischer Bischof, gegen den persönliche Einwände vorgebracht worden waren, dem Druck staatlicher Stellen nachgeben und zurücktreten. Erwähnt wurde bereits, daß es eine Kirchenmusik im westlichen Sinn nicht gibt. Eine Missa solennis, ein Verdisches Requiem, eine deutsche Messe von Bruckner sind in der Ostkirche unvorstellbar, Orgeln oder sonstige Instrumente verpönt; einzig die menschliche Stimme dient dem Lobe Gottes — selbst diese wird nur in monophoner Weise eingesetzt, wenn man von der Ausnahme der mehrstimmigen russischen Chöre absieht.

Über diese meist durch Äußerlichkeiten bedingten Unterschiede hinaus hat sich aber nun im Laufe der langen Jahrhunderte und Jahrtausende eine eigene Art von Frömmigkeit herausgebildet, die man mit dem Spenglerschen Schlagwort als statisch bezeichnen möchte. Geistreiche Beobachter haben geglaubt, in dem unterschiedlichen Bau der Kirchen das Wesen beider Religionen widergespiegelt zu sehen. Im Typus der altrömischen Basilika, die längsorientiert ist, symbolisierten die von Kircheneingang bis zum Altar sich hinziehenden Säulenreihen mit ihren Archivolten den Weg des Menschen zu Gott, also das dynamisch bewegte Leben. Im Zentralkuppelbau der Ostkirche dagegen „stehe“ der Mensch, auf den aus der Kuppel der Vierung der Pantokrator herunterblicke, im Heile, dort wisse er sich im Heile. Wenn in der Basilika die Horizontale den Weg von einem Hinten zu einem Vorne, von einem Früher zu einem Später versinnbildliche, so gelte hier die Vertikale mit ihrer von oben nach unten gespendeten Gnade.

Soviel Vorsicht bei Ausdeutungen dieser Art geboten sein mag, so verblüffen doch die Parallelen, die ein Blick auf westliches und östliches Mönchtum zeigt. Die Mönche des Westens haben sich zu Orden zusammengeschlossen, mit einer bestimmten Aufgabe dem Dienste der Öffentlichkeit verschrieben. Sie widmen sich der Krankenpflege, der Kultivierung von Ödland, der Missionierung, der Fürsorge für die Armen, und selbst als schreibende und forschende Mönche fühlen sie sich

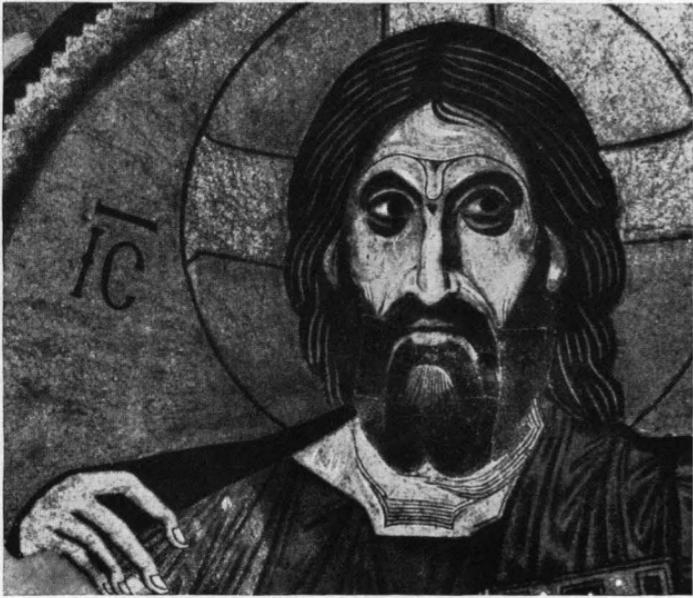
noch als dienende Glieder der menschlichen Gemeinschaft. Im Osten hat es nie einen Orden gegeben. Man suchte die einsamste Einsamkeit, man floh aus dieser Welt, die ja nur die Versuchung des Bösen in sich barg. Selbst die in den koinobitischen Klöstern des Athos lebenden Mönche dienen keiner gemeinsamen Aufgabe. Die dortigen Bibliotheken sind ungenutzte Büchersammlungen, über den bescheidenen Eigenbedarf hinaus wird kaum ein Quadratmeter Boden umgepflügt. Dynamik und Aktivität sind hier unbekannte Begriffe, In-Gott-Versunkenheit und Verzicht ist alles. Kein Athos-Mönch würde ein Tintenfaß nach dem Teufel schleudern, ganz abgesehen davon, daß er meist gar keines besitzt. Um den Glauben ringt man nicht, man besitzt ihn. Und eben dieses Bewußtsein des Im-Heil-Stehens ist es, was dem Antlitz dieser Mönche jene freundlich-heitere Gelassenheit verleiht. Nicht Paulus, der Grübler und Kämpfer, ist der Heilige der Ostkirche, sondern der dem mystischen Schauen hingeebene und der von der liebeerfüllten Gefühlswelt getragene Johannes. Ostkirche ist johanneisches Christentum.

So zeigt sich doch, daß dem Gedanken der Una Sancta, der Wiedervereinigung christlicher Kirchen, Widerstände entgegenstehen, die nicht so leicht aus dem Weg zu räumen sein werden. Aber die Aufgabe muß in Angriff genommen werden. Um sie zu bewältigen, wird es des gegenseitigen Verständnisses, der Geduld und der Achtung vor der Meinung des anderen bedürfen. Wer indes die Zeichen der Zeit sieht, wird das beklemmende Gefühl nicht los, daß nicht allzu viel Zeit mehr verloren werden sollte.

## HIERA MONI DIONYSIOU

Athos — Hiera Moni Dionysiou  
Im quellenlauten, blütensüchtigen Steintal  
lärmen erbost orthodoxe  
Nachtigallen den tausendjährigen  
Morgenprotest  
Helios entgegen, dem flammenden Heidengesicht.  
Schwatzend, vierhundertzwanzig  
narbige Stufen mit schleifenden  
Sohlen wetzend,  
quillt zum beschatteten Torweg Lateinervolk.  
Recke den steifen, rechtgläubigen  
Greisenfinger, blindgesichtiger  
kantiger Zinnenturm!  
Doch seine Schläfen umweht wie Spinnweb  
dogmatischer Schlaf,  
jahrhundertealter,  
und steinern schweigt seine Stirn  
rechtgläubende Pilger und häretische.  
Eile, gelehrter Spätling,  
wortlos abseits! Die ächzende Stiege  
klimmt zum erwünschten Schrein  
klassischer Codicies.  
Samtäugig wachen im bibliophilen  
Schatzhaus bärtige Mönche.  
Schwirrend bedrängt  
kargen Berichts itazistisches Griechisch  
peinlich bemühte kimmerische Ohren.  
Fordre nichts weiter, urkundensüchtiger  
Byzantinist,  
vergiß Trapezunt und Alexis!  
Deinetwegen enthüllen Kalojeri  
Bild und Sigill des Kommenen gewiß nicht.  
Philoxenia selbst ertaubt solchem Anspruch,  
blicklos verweist ihn das Auge des weisen Higoumenos.  
Suche den Winkel am Fels, enttäuschter Philologos!  
Lerne am Beinhaus die These des Hagioriten,  
lies athonitischen Maßstab  
irdischen Forschens!

13. April 1963



## KUPPEL IN DAPHNI

Du träumst, großer Photios.  
In steiler Kuppel,  
biege den schmerzenden Hals,  
der Großäugige  
blickt nicht Kategorien  
simpler Mönchshomiletik:  
Dem Frommen gut,  
furchtbar dem Sünder.  
Ein Früher, Ungeduldiger,  
Antónios Mónachos  
vielleicht, oder Theóphilos,  
Ekel an schaler Satzung,  
begrub in trüber Zisternennacht  
Hermeneia und Malgerät.  
Im Narthex aufgehoben  
des Kaisermörders Klinge  
schnitt auf schaukelndem  
Kuppelgerüst in frische  
Gewölbehaut  
zuckende Linien:  
Enttäuschte Wissenschaft,  
menschenverachtend.  
Gefälschtes Heil der Welt.

## BYZANZ UND ROM

Der Ost-West-Konflikt ist nicht erst ein Faktum unserer Tage. Was zu unserer Zeit politisches Geschehen ist, ist kirchlich gesehen uralte. Der Konflikt geht zurück bis in die ersten Jahrhunderte der christlichen Geschichte. Und jener uralte Konflikt ist, was ihn so problematisch macht, ein *kirchenpolitischer* Konflikt, der mit Glaube oder christlichem Leben zunächst sehr wenig, ja überhaupt nichts zu tun hatte. Er ist ein kirchenpolitischer und als solcher ein *machtpolitischer* Konflikt. Ost und West klaffen, was ihr Kirchenwesen anbetrifft, seit einem Jahrtausend offiziell, was die Sache anbetrifft, seit fast zweitausend Jahren auseinander. Demgegenüber ist die politische und ideologische Feindschaft unserer Tage zwischen Ost und West eine späte Frucht des kirchlichen Auseinanderseins; tatsächlich hat sie nur im entferntesten etwas mit dem religiös-kirchlichen Geschehen zu tun, wenn auch die Frage, wenigstens am Rande, vermerkt sein mag, wie die Welt- und besonders die Ost-West-Geschichte verlaufen wäre, wenn Rom und Byzanz nicht auseinandergefallen wären?

Byzanz und Rom: Gegner vom ersten Tage ab, seitdem es Byzanz gibt, d. h. seit dem 11. November 330, dem Tag, an dem Kaiser Konstantin die Stadt Konstantinopel, die seinen Namen bis in die jüngste Vergangenheit trug, als *seine* Hauptstadt weihte und ihr den Namen „Zweites Rom“ gab. Diesem „zweiten Rom“ übertrug er alle Hoheitsrechte und Verwaltungseinrichtungen der alten Hauptstadt des Imperiums, *Roms*. Er hob Konstantinopel in den gleichen Rang, den Rom Jahrhunderte innehatte, und machte es – frei von der heidnischen Vergangenheit, die Rom noch immer an sich und in sich trug — zum Zentrum des imperium christianum wie auch zum Zentrum der geplanten christlichen Reichskirche.

### I.

Der Repräsentant des byzantinischen Kirchentyps ist *Eusebios* von *Cäsarea* († 339), der Hoftheologe Kaiser Konstantins d. Gr. und der erste Kirchenhistoriker der christlichen Kirche, so wie für die Begründung des abendländischen (römischen) Kirchentyps und für die abendländische Staatslehre *Augustin* maßgebend wurde. Eusebios hat neben sehr vielen gelehrten Werken auch ein Werk „*De vita Constantini*“ herausgegeben. Im Mittelpunkt dieses Werkes wie seiner politischen Theologie überhaupt steht die Gestalt eines christlichen Kaisers.

Konstantin stand ihm dabei Modell. Aus diesem Modell hat sich dann in der östlichen Kirche das entwickelt, was später unter dem Namen *Byzantinismus* verstanden worden ist: der christliche Kaiser als Stellvertreter Gottes auf Erden. Er ist nicht wie im antiken Gottkaisertum der Gott, aber er ist immerhin der Stellvertreter, und zwar der einzige Stellvertreter Gottes auf Erden. Der Blick nach Rom und seinem Kirchenbegriff zeigt schon hier deutlich den großen Unterschied und zugleich die Parallele. In Rom ist der Papst der Stellvertreter Gottes auf Erden, in Byzanz ist es der (christliche) Kaiser.

Dem Kaiser als dem Stellvertreter Gottes kommen alle nur denkbaren Prädikate zu. Gott selbst läßt in dem Kaiser „das Bild seiner machtvollen Alleinherrschaft erstrahlen“. Von der Berufung Konstantins heißt es: „So hat Gott selber, der höchste Herrscher der ganzen Welt, Konstantin zum Herrn und Führer aller erwählt, so daß kein Mensch sich rühmen kann, ihn dazu erhoben zu haben.“ Wir sehen recht, wenn wir in diesem Bild des Kaisers nur die Vorzeichen gewechselt sehen. Was im römischen und orientalischen Kaiserkult auf heidnische Weise göttlich war, das ist es nun bei Konstantin und ab Konstantin, mindestens im Osten des Reiches, auf christliche Weise. Man muß Sätze aus des Eusebios Feder lesen wie die, um Bescheid zu wissen: „Wie die von dem Erdball aufgehende Sonne neidlos alle ihre Strahlen des Lichtes spendet, so läßt KONSTANTIN, der mit Sonnenaufgang aus dem kaiserlichen Palast hervortrat, wie um zugleich mit der Leuchte am Himmel zu scheinen, über alle, die vor sein Angesicht kamen, die Lichtstrahlen der ihm eigenen Güte leuchten.“ Und so wie der heidnische Gott-Kaiser der Pontifex Maximus war, so ist nun in der christlichen Kirche der (christliche) Kaiser der Pontifex Maximus, d. h. das Oberhaupt der Kirche. Den Titel und die Würde des Pontifex Maximus hielt Konstantin auch noch nach seinem Übertritt zum Christentum offiziell bei. Wieder wird auch hier schon der Gegensatz und die Parallele zwischen Rom und Byzanz deutlich. Ist in Rom der Papst der Pontifex Maximus der Kirche, so ist es in Byzanz und in der Byzantinischen Kirche der Kaiser.

Daß sich der Kaiser für das Oberhaupt der Kirche hielt, machte sich allenthalben bemerkbar, nicht nur im Äußerlichen, wie dem Bau christlicher Kirchen, der Bevorzugung und Beförderung der zum Christentum Übergetretenen, der Besetzung der Staatsämter durch Christen, sondern auch im Wesenhaften der Kirche. Und das blieb nun für die orthodoxen Kirchen in ihrem Verhältnis zum Staat und zum Staatsoberhaupt, ob das Konstan-

tin d. Gr. oder in späterer Zeit und im russischen Raum Peter d. Gr. hieß, typisch und strukturell.

Den Bischöfen gegenüber berief sich Konstantin darauf, daß auch er ein Bischof sei, ja sogar der Summus Episcopus, der oberste Bischof. Als solcher legte er den Grund zu den Versammlungen der Bischöfe aus allen Teilen des Reiches, den allgemeinen oder ökumenischen Synoden, deren Beschlüsse weitgehend die Kaiser oder der kaiserliche Hof beeinflussten oder sogar bestimmten, Beschlüsse, die mindestens bis zum Jahr 553 (Konstantinopel II), auch noch heute von der römischen Kirche anerkannt werden. Denn Rom hat bis zu jener Zeit und noch lange darnach immer wieder an den Kaiser von Byzanz in dem oder jenem Streitfall appelliert. Konstantin selbst sah seine Aufgabe vor allem darin, das ihm von Gott aufgetragene kaiserliche Amt zur Pflege und Förderung der Kirche zu gebrauchen. Wie stark dabei die Abhängigkeit der Bischöfe vom Kaiser war, geht aus einer Beschreibung des Euseb hervor, in der er den Augenblick schildert, da der Kaiser die Reichssynode betritt: „Wie ein Engel Gottes vom Himmel her, wie vom Lichtglanz strahlend in der feurigen Glut des Purpurs und geschmückt mit Gold und kostbarem Edelgestein, so war seine äußerliche Erscheinung. Seine Seele aber war sichtlich mit der Furcht und Verehrung Gottes geziert.“ „Die Art seines Ganges und seine ganze Gestalt“, die „an Größe ebenso alle seine Begleiter überragte wie an blühender Schönheit, an majestätischer Würde und an unüberwindlicher Körperkraft“, läßt ihn als Halbgott erscheinen. Und als dann die 318 Bischöfe nach dem Konzil mit ihm zu Tische saßen, schreibt Euseb: „Leicht hätte man das für ein Bild vom Reich Christi halten oder denken können, es sei alles nur ein Traum und nicht Wirklichkeit.“

Wir verweilten deshalb etwas länger bei dem Geschichtsbild, das Euseb von Konstantin entworfen hat, weil es für die Kirchenidee und das Staatsbewußtsein der Orthodoxie typisch und normgebend geworden ist. Wohl haben vor allem die Sektierer und Ketzer schon z. Zt. Konstantins gegen das „ius circa sacra“, das sich Konstantin und seine Nachfolger anmaßen, protestiert. „Was haben die Christen mit den Königen gemein?“ war ihr Kampfref. „Oder was die Bischöfe mit dem Palast?“ „Was der Kaiser mit der Kirche?“ Trotz aller Einwände behielten sich Konstantin und seine Nachfolger aber das Recht vor, die Synoden zu berufen, zu eröffnen und zu schließen. Ein kaiserliches Edikt lud die Bischöfe des ganzen Reiches (der

Ökumene), sich an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit zu versammeln. Die Staatskasse trug die Reisekosten. Den Vorsitz führte, meist vom Kaiser ernannt, einer der anwesenden Bischöfe, dem kaiserliche Kommissare zur Seite standen, die mit ausgedehnten Vollmachten die Verhandlungen überwachten. Obwohl ohne Stimmrecht, machten sie doch den kaiserlichen Willen geltend. Die Synode wurde mit der Verlesung des kaiserlichen Edikts durch einen Staatsbeamten eröffnet. Die Protokolle wurden von besonders dazu ernannten Geistlichen, den Notaren, geführt, von sämtlichen anwesenden Bischöfen unterschrieben und dann dem Kaiser zur Bestätigung vorgelegt. Erst wenn der Kaiser die Beschlüsse bestätigte (wir haben den parallelen Vorgang in der Konzilsgeschichte der römischen Kirche in der Gestalt des Papstes), erhielten sie Gesetzeskraft für das ganze Reich. Nach Errichtung der Patriarchate galt ein Konzil erst dann als vollgültig, wenn alle fünf Patriarchen, also die von Rom, Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem oder deren Stellvertreter anwesend waren. Wie despotisch Kaiser mit den Synoden umgehen konnten, sehen wir aus einem Bericht des Athanasius, der davon schreibt, wie Konstantius der Synode von Mailand zurief: „Was *ich* will, das soll zum Kanon erhoben werden!“

Es läßt sich denken, in welchen Konflikten die Orthodoxen zeit ihres Bestehens standen und stehen, wenn dieses Staatskirchentum ihr Typus ist. Natürlich herrscht die Meinung, daß es auch dem mächtigen Staat auf die Dauer nicht gelungen sei und auch nicht gelinge, der Kirche im dogmatischen Raum ein ihr fremdes Gesetz und eine ihr fremde Lehre aufzudrängen. Der Geist der Kirche sei zu mächtig, als daß das auf die Dauer geschehen könne. Was nicht aus der inneren Entwicklung der Kirche hervorgehe, sondern nur durch eine einzelne staatliche Macht oder Partei ihr aufgezwungen werde, werde durch die aus dem Innern der Kirche hervorgehenden Reformen wieder ausgestoßen. Und natürlich hat es auch in der orthodoxen Kirche immer wieder Männer gegeben wie jenen Maximus Confessor, der seinen Richtern gegenüber äußerte, als sie ihm vorhielten, wie er sich dem kaiserlichen Edikt widersetzen könne, ob er denn nicht wisse, daß der Kaiser zugleich der Herr des Reiches und oberster Priester sei, und daß somit seine Gebote für die Kirche ebenso bindend seien wie für den Staat: „In Glaubenssachen stehen dem Kaiser keine Entscheidungen zu. Hier haben nur die Bischöfe zu entscheiden.“

Im Ganzen bleibt jedoch die Rolle eines Bischofs oder eines Patriarchen in einer Kirche, die so sehr an den Staat gebunden

war wie die orthodoxe Kirche, sehr problematisch. Ein Rückzug auf die innere Front, auf die geistlichen Funktionen, auf die Wahrung der Reinheit der Lehre und der gottesdienstlichen Ordnung bleibt ein Rückzug, dessen Reinheit umso fraglicher ist, je mehr dem Kaiser auch in diesen „inneren Dingen“ Zugeständnisse gemacht wurden wie jenes vom Jahre 692, wo auf einer Synode dem Kaiser ein gewisses Maß „priesterlicher Berechtigung“ zuerkannt wurde, indem allen *Laien* verboten wurde, den Chor während des Gottesdienstes zu betreten, dem *Kaiser* dagegen ausdrücklich gestattet wurde, seine Oblationen selbst auf dem Altar niederzulegen.

Man wirft der orthodoxen Kirche vor, sie sei verkrustet, weltfremd, unpolitisch. Wer ihre Geschichte kennt, wundert sich über den Vorwurf nicht, der nur zum Teil richtig ist. Ihre wahre Stärke und Schönheit liegt auf dem liturgischen Gebiet, das freilich auch, zum Teil recht stark, wieder vom byzantinischen Hofzeremoniell übernommen wurde. Der christliche Kaiser ist eben für die orthodoxe Kirche nicht nur eine politische, sondern auch eine sakrale Figur. Die orthodoxe Kirche sieht das Nebeneinander von Staat und Kirche so, daß der Staat die Kirche schirmt und mit politischer Gewalt über den rechten Glauben wacht, während die Kirche auf rein geistlichem Gebiet für die orthodoxe Wahrheit und die kirchliche Ordnung zu sorgen hat. Immer wieder hat die orthodoxe Kirche dabei geltend gemacht, daß auch der Kaiser, sofern er Glied der Kirche war, der geistlichen Führung der Kirche unterstehe. Wie es in Wahrheit aussah, ist bekannt. Durch eine kirchenrechtliche Fixierung, die auf das 6. und 7. Jahrhundert zurückgeht, wurde das Verhältnis von Staat und Kirche so geordnet, daß eine politische und rechtliche Unabhängigkeit, wie sie der Papst in Rom besitzt und besaß, für einen byzantinischen Patriarchen ausgeschlossen war. In dem Abkommen wurde dem Patriarchen, wenn schon keine politische, so doch immerhin eine geistliche Freiheit und Selbständigkeit dem Kaiser gegenüber garantiert. Darum kam es auch in Ostrom, d. h. im byzantinischen und später im russischen Raum nie zu einem politischen Machtkampf zwischen dem Kaiser und dem Patriarchen, wie es im Abendland zwischen dem Papsttum und dem Kaisertum der Fall war. Dagegen durchzieht die ganze Geschichte der orthodoxen Kirche das andere Problem, auf das besonders Dostojewski aufmerksam gemacht hat, daß die Kirche immer wieder einem Kaiser- bzw. Zarentum entgegenzutreten hatte, das in seinem Absolutismus gerade in die inneren Dinge der Kirche eingriff und sich anmaßte, auch in geistlichen Dingen Herr zu

sein. Im *Westen* ging der Kampf der *Kaiser* um die politische Freiheit des Staates von der Kirche. Im *Osten* ging der Kampf der *Kirche* um die kirchliche Freiheit der Kirche gegenüber dem absolutistischen Staat. Soviel zu Byzanz.

## II.

Und nun *Rom*. Wir sagten, der Konflikt zwischen Rom und Byzanz gehe zurück bis zu dem Tage, an dem Byzanz erstand. Rom fühlte sich seit der Zerstörung Jerusalems als die bedeutendste Gemeinde in der ganzen Christenheit. Und sie war es wohl auch tatsächlich. Zwei Apostelfürsten, Petrus und Paulus, zählten zu ihr und starben in ihren Mauern den Märtyrertod. Rom war im Westen die einzig apostolische Gemeinde und die Mutter aller abendländischen Gemeinden. Außerdem war Rom in politischer und wirtschaftlicher Beziehung die Hauptstadt und der Mittelpunkt der ganzen damaligen Welt. Sie war nicht nur die größte, sondern auch die reichste Gemeinde und hatte, vielleicht als erste christliche Gemeinde überhaupt, am frühesten aus vornehmsten und einflußreichsten Familien ihre Gemeindeglieder, Glieder, die sogar dem Throne nahestanden. So hatte Rom die Mittel, den Christen in der ganzen Welt mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, Wohltaten und Unterstützung jedem notleidenden Christenbruder zukommen zu lassen und, wenn nötig, die Interessen der gesamten Kirche wahrzunehmen. In Verfolgungszeiten am ersten betroffen, stellte die römische Gemeinde die ersten und die meisten Märtyrer, die in ihrer Standhaftigkeit und Glaubensfreudigkeit den Christen in der Welt Vorbild wurden und Beispiel zu eifriger Nachfolge. Obwohl Sammelort aller möglichen geistigen Strömungen, bewahrte die Gemeinde in Rom fast durchweg ihre Reinheit in Lehre, Verfassung, Kult und Zucht, so daß die Sache, die Rom vertrat, meist zum Siege kam. So wurde die Frage über die Osterfeier, über die Ketzertaufe, über die Bußdisziplin nach römischem Vorbild und Gebrauch entschieden. War die Gemeinde in Rom und ihr Bischof durch dies alles schon wohl die erste Gemeinde im Imperium Romanum, so tauchte im letzten Viertel des zweiten Jahrhunderts eine Schrift auf, die sog. Clementinen, die Petrus als den eigentlichen Begründer der römischen Gemeinde nannte. Aus seinen Händen habe Clemens das Bistum von Rom empfangen. Daß Rom die *Cathedra Petri* und seine Bischöfe die Nachfolger des Petrus seien, prägte sich seitdem immer mehr dem Bewußtsein der Gesamtkirche ein. Daß Rom die vornehmste unter allen Gemeinden sei, daß den Bischöfen Roms eine besonders gewichtige Stimme in allen die Gesamtheit betreffenden Fragen zukomme, wurde Rom von fast allen Ge-



Athos-Kloster Dionysiou

meinden zugestanden. Und das sollte nun mit der Gründung von Konstantinopel auf einmal nicht mehr der Fall sein? Denn der Kaiser hatte alles Interesse, dem Bischof von Konstantinopel einen so großen Einfluß wie nur möglich einzuräumen, um durch ihn die ganze Kirche beherrschen zu können, auch die Kirche in Rom. Das ging freilich nicht von heute auf morgen. Das Konzil von Konstantinopel (381) versetzte den Bischof von Konstantinopel in den Rang eines der ersten Patriarchen, und mit kaiserlicher Hilfe wurde, besonders seit der Trennung des Reiches, sein Einfluß über Thrakien, Pontus und Kleinasien gesichert. Das Konzil von Chalcedon (451) sprach ihm den gleichen Rang mit dem römischen Bischof zu, den gleichen Rang, nicht aber den höheren Rang. Trotz des Titels „ökumenischer“ Patriarch, der dem Patriarchen von Konstantinopel von Kaiser Justinian I. zuerkannt wurde und den der Patriarch unter heftigstem Protest Roms seit 587 annahm, war es keinen Augenblick so, daß der Patriarch von Konstantinopel damit die Autorität über die ganze Kirche und damit auch über den römischen Stuhl erhalten hätte. Der römische Bischof dagegen wies bei jeder Gelegenheit durch Wort und Tat darauf hin, daß *ihm* der Primat über die ganze Kirche zukomme, daß *er* der Herr und Richter über alle Bischöfe, auch über den von Konstantinopel, sei. Und die Begründung Roms für seinen

Anspruch war tiefer. Der Bischof bzw. Patriarch von Konstantinopel hatte seine Macht und seinen Glanz von der *politischen* Bedeutung Konstantinopels. Konstantinopel war die Residenz des Kaisers über die ganze Ökumene; darum war sein Bischof ein *ökumenischer* Bischof. Konstantinopel war Neu-Rom, folglich war sein Bischof dem von Alt-Rom gleich.

Aber nicht einmal im Politischen konnte Konstantinopel eine Vorrangstellung vor Rom geltend machen, denn Rom war auch seiner politischen Geschichte und Bedeutung nach Konstantinopel überlegen. Von Rom war aller Glanz des Reiches, seine Macht und Herrlichkeit ausgegangen. Der Stolz seiner Geschichte gründete in der Hauptstadt des Westens, die Jahrhunderte die Hauptstadt der Welt überhaupt war. Aber für Rom spielte das politische Prinzip (zunächst) nicht die überragende Rolle, es hatte ein tieferes, ein theologisches. Die Vorrangstellung Roms und des römischen Bischofs sollte nicht auf der politischen Vorrangstellung Roms beruhen, was für Konstantinopel tatsächlich der Fall war; nicht die Geschichte des *Reichs* oder der Wille des Kaisers sollte die Vorrangstellung bestimmen, sondern die Geschichte der *Kirche* und der Wille ihres Stifters. So begründete nach der Auffassung Roms allein der *apostolische* Ursprung eines Bischofsitzes den Vorrang eines Bischofs vor einem andern. Hatte dieses Prinzip Gültigkeit, dann stand Rom nicht nur an erster Stelle der Kirche — in Rom hatten ja die Apostelfürsten gelebt, in Rom lehrten, bekannten und litten sie, in Rom waren ihre Gräber und ihre Gebeine, ja auf dem Stuhl in Rom hatte Petrus als erster Bischof gesessen, eben der Petrus, den Christus selbst zum Primat unter den Aposteln berufen hatte — dann stand auch Konstantinopel weit hinter dem Bischofsitz von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, ja weit hinter vielen Bischofssitzen, denn Konstantinopel war ja eine Neugründung und hatte nie einen Apostel in seinen Mauern.

Als Werkzeug des Hofes war der Patriarch von Konstantinopel nur allzuoft ein willen- und charakterloser Spielball des Hofes. Wer Patriarch werden sollte, bestimmte der Hof. Wer dem Hof nicht mehr genehm war, wurde abgesetzt oder vertrieben. Die Kontinuität der Rechtgläubigkeit, auf die doch höchster Wert zu legen war, war fort und fort unterbrochen, da der Hof je nach Laune bald einen Vertreter jener, bald einen Vertreter dieser Glaubensrichtung ein- und wieder absetzte. Gerade diese Kontinuität war in Rom gewahrt. Ganz abgesehen davon, daß infolge der Entfernung Rom—Konstantinopel der byzantinische Hof kaum einen Einfluß auf die Bischofswahl in Rom hatte,

und ganz abgesehen davon, daß wiederum infolge der Entfernung Ränke des Hofes in Rom kaum eine Rolle spielten, war es Roms Anliegen, nicht nur charaktervolle Bischöfe zu haben, sondern noch viel mehr, die Rechtgläubigkeit zu wahren. Der Osten war durch ein Meer von kirchlichen Streitigkeiten in seiner Einheit zerrissen; bald siegte die Wahrheit, bald der Irrtum. Rom aber bildete fast immer eine Einheit. So war es nicht verwunderlich, daß die Streitenden immer wieder den Schiedsrichter in Rom, der Sedes Apostolica, suchten, die Unterdrückten den Helfer, die Vertriebenen den Schutz. „Roma locuta“ war damals schon eine Macht, hatte Gültigkeit und Ansehen.

Obwohl sich die Päpste in ihren Entscheidungen und Ansprüchen darauf beriefen, daß Rom der Sitz der Apostelfürsten gewesen sei, behaupteten sie, wenigstens bis zum 4. Jahrhundert, noch nicht die unmittelbare göttliche Stiftung des Primats. Sie beriefen sich vielmehr darauf, daß ihnen der Primat durch das Konzil von Nicäa (325) aus den bekannten Vorzügen *verliehen* worden sei. Erst um die Mitte des 5. Jahrhunderts war das Selbstbewußtsein der römischen Bischöfe, vor allem das Leos I. (440—461) so stark geworden, daß sie den Primat Roms und den Primat des römischen Bischofs als unmittelbar von Gott geordnet und von Petrus vererbt behaupteten.

Kurz zuvor war aber Rom, eben am Anfang des 5. Jahrhunderts, trotz der erwähnten geistigen und geschichtlichen Vorzüge in eine sehr ernste Krise geraten, in der es um nichts Geringeres als um den Verlust seiner Macht und seines Ansehens auch im Westen ging. Rom wurde 410 und dann bis zur Mitte des Jahrhunderts immer wieder von den jungen Völkern erobert, geplündert und auch teilweise zerstört. Alarich hatte es erobert und Recht und Verfassung der Hauptstadt des alten Weltreichs außer Kraft gesetzt. In den römischen Regierungskreisen, die sich in der Mehrzahl doch fast durchweg noch zum Heidentum bekannten, erwachte die Frage nach dem Schuldigen an dieser Katastrophe. Und wie in den Tagen der klassischen Christenverfolgungen machte man auch für dieses Unglück die Christen verantwortlich. Sie hatten die Gottlosigkeit in die Stadt gebracht, sie hatten den Kaiserkult abgeschafft, sie hatten mit ihrer Religion die Sittlichkeit und damit die Autorität der Staatsgewalt untergraben.

Da erwächst der Kirche in Rom (außer dem politischen Leo) in *Augustin* der große Helfer in der Not, indem er auf die Vorwürfe einging und sie Stück um Stück widerlegte, nicht so, daß er, was nahe gelegen wäre, auf Byzanz hingewiesen hätte,

das in seiner Blüte alle Angriffe, die gegen das Christentum erhoben wurden, Lügen strafte. Bei Augustin findet sich kein Mythos um Byzanz, dem „Neuen Rom“. Es findet sich bei ihm auch kein Hymnus auf die Größe des alten Imperium Romanum. Dieses Imperium war für ihn ein „Teufelsstaat“. Womit Augustin der römischen Kirche half, war dies, daß er weder auf das „alte“ noch auf das „neue“ Rom hinwies, worauf er hinwies war die *katholische* Kirche, war ein neuer Kirchenbegriff, den er der römischen Kirche und damit der Kirche des Westens schenkte. Wie für den byzantinischen Kirchenbegriff *Euseb* maßgeblich war (s. o.), so für den römischen *Augustin*.

Für Augustin war die uneingeschränkte Autorität der Kirche das A und O seines Kirchenbegriffs. Ohne Kirche gäbe es für ihn keine Erkenntnis der Wahrheit. Die Kirche ist nach ihm Lehrautorität und das Institut, das die Gnade vermittelt. Im eigentlichen Sinn ist Kirche nur die Gemeinde der Auserwählten. Hier auf Erden schließt die Kirche noch viele Böse in sich. Darum ist die Kirche auf Erden immer nur Kirche auf die Erwählung hin. Die Merkmale der wahren Kirche sind ihre Einheit, ihre Liebe und ihre Katholizität, d. h. ihre Verbreitung über den ganzen Erdkreis hin. Sie verwaltet die Sakramente. Die Kirche hier auf Erden, auch die römisch-katholische (und im Prinzip erkennt Augustin nur sie an), ist Pilgergemeinde. Sofern auch Erwählte in ihr sind, ist sie ein Teil der *civitas Dei*, ein Teil des Reiches Gottes, d. h. ein Teil der durch die Liebe zu Gott vereinten Engel und Menschen. Dieser *civitas Dei* steht die *civitas terrena* oder die *civitas diaboli* gegenüber. Die Zahl ihrer Glieder besteht in der Hauptsache aus den Gliedern des Staates. Solange die Erde steht, befindet sich die *civitas Dei* im Kampf mit der *civitas diaboli*. Das ist das Thema der Weltgeschichte. Wichtig für den augustinischen Kirchenbegriff ist, daß Christus selbst die katholische Kirche in ihrer irdischen Erscheinung geschaffen hat, daß darum „Haupt und Leib der ganze Christus, eine Person sind“. Christus *allein* ist das Haupt der Kirche, sie hat ein totales Prinzip, das Christus selbst ist. Das gilt für die kirchlichen Ämter und für jeden Christen. Christus ist das Subjekt der Kirche, die Kirche ist nur Funktion. Darum gibt es in ihr nur Dienste und keine Herrschaftsansprüche. In diesem Kirchenbegriff ist praktisch jeder Machtanspruch des Staates über die Kirche abgewiesen, aber auch jeder Machtanspruch, der aus der Kirche selbst kommen könnte. Augustin steht jenseits von Byzanz, aber auch jenseits von dem späteren Rom. Da die Kirche von Christus selbst geschaffene Institution ist, ist sie bereits, trotz ihrer Mängel und Fehler, die Sichtbarwerdung, die

Verleiblichung und Darstellung des Gottesreiches auf Erden. So wird vor allem später aus der theologischen Besinnung Augustins geschlossen.

Im Vergleich mit dem byzantinischen Kirchentyp finden wir kein Wort von einem Kaiser, kein Wort von einer „Symphonie“ zwischen dem Kaiser und dem Oberhaupt der christlichen Kirche, wie es im Kirchenbegriff des Eusebios der Fall ist, keine christliche Umbildung des antiken Gottkaisertums, keinen himmlischen Hofstaat, der im kaiserlichen Hofstaat sein Abbild hat. Nichts dergleichen. In Byzanz war die Kirche privilegierte Staatskirche geworden, die Priester staatliche Beamte. Der Preis war hoch, ja zu hoch, denn der Kaiser hatte das Mitbestimmungsrecht in fast allen kirchlichen Fragen. So fehlte in der Ostkirche der Theologie fast alles Interesse an den Fragen der institutionellen Kirche. Sie begnügte sich mehr und mehr mit einer mystisch-spekulativen Frömmigkeit. Man ahnt in den Mysterien der Kirche die Geheimnisse des Himmels. Die himmlische Hierarchie ist das Urbild der irdischen. Und so wie im Himmel Gott seinem Reiche vorsteht, so auf Erden der Kaiser der Gemeinde Gottes, der Kirche.

Bei Augustin ist die katholische Kirche die *civitas Dei* ganz aus sich selbst, ganz als Institution ihres Stifters Jesus Christus. Dieser Gedanke war zukunftsträchtig und bestimmte die Kirchengeschichte des Abendlandes bis in die Gegenwart – aber auch das Auseinandergehen von Rom und Byzanz.

### III.

Der Bruch bahnte sich schon in den ersten ökumenischen Konzilien an. Wohl wahrten dort die Bischöfe des Orients ihre Selbstständigkeit und Gleichheit. Aber je größer die dogmatischen Streitigkeiten und je gefährlicher die Rivalitäten der Bischöfe wurden, desto mehr wuchs das Ansehen des Bischofs von Rom, der praktisch das geistliche Oberhaupt des ganzen Okzidents war, während der Orient in eine ganze Reihe einander bekämpfender Patriarchen- und Bischofsstühle zerfiel. So kam es, daß der oder jene Patriarch in Rom immer wieder Hilfe suchte und damit indirekt die Oberhoheit des römischen Bischofs eingestand. Am Ende hielt man den römischen Bischof doch für die wichtigste Gestalt in der ganzen Kirche.

Das hinderte nicht, daß es trotzdem zu Schismen zwischen Rom und Byzanz, d. h. zwischen der orientalischen und okzidentalischen Kirche kam, zum ersten Mal von 484 bis 519.

Der Weg zum endgültigen Schisma zwischen Ost und West, zwischen Rom und Byzanz war folgender: Selbstverständlich bestanden zwischen Ost und West immer Verschiedenheiten des

Volkstums und des Nationalcharakters, auch die politischen Verhältnisse zwischen beiden waren im Verlauf der Geschichte sehr verschieden. Andere Kulturen, andere Sprachen, das andere Klima, andere Interessen bestimmten die verschiedene Entwicklung des Abendlandes und Morgenlandes. So wird *Rom* eine Beute der germanischen Heere, die es überschwemmten und verheerten. Aber sie selbst, die Eroberer, sind eine Beute der römischen Kirche geworden, die sie bilden und erziehen und sich in diesem Prozeß selbst verjüngen wird. Das *oströmische Reich* hält sich fast ein volles Jahrtausend länger als das weströmische. Zwar war auch Ostrom durch den Völkersturm bedroht und heimgesucht. Es wurde aber nicht verschlungen. So kann sich der byzantinische Hof und die mit ihm eng verbundene Kirche noch lange in der alten Form und Gestalt erhalten. Ostrom erhielt keine Transfusion weder des Blutes noch des Geistes der Germanen. In Byzanz gibt es keinen neuen Anfang, keine neuen Kräfte. Die byzantinische Kirche lebt in Fortsetzung der ersten Geschichte, die auf dem alten Gleis in der alten Richtung und in dem alten Geist unter derselben Ordnung und Form fährt – ihrer Erstarrung entgegen. Was den Germanen nicht gelungen war, das gelang Mohammed und seinen Scharen. Der Halbmond eroberte und verschlang eine Reichsprovinz nach der anderen bis am Ende von der respektablen Herrlichkeit der hochgebildeten griechisch-christlichen Welt fast nichts mehr übrig blieb als die Erinnerung an den Geist. In Rom sehen wir (dank der Germanenstürme) ein Ende der alten Entwicklung, eine aufartigen Gestalt. In Byzanz erschüttert uns eine alte Entwicklung, der kirchengeschichtlich und religionsgeschichtlich gesehen die Sarazenenstürme ein Ende bereiteten.

So ist es nicht verwunderlich, daß sich beide, Rom und Byzanz, immer mehr von einander entfernten und endlich sogar von einander trennten. Zu beachten ist, daß es nicht in erster Linie Lehrdifferenzen waren, die zur Trennung führten, obwohl es an solchen nicht mangelte. Sie spielten fast keine Rolle und bildeten nicht den Grund des späteren Schismas. Das zu wissen ist für die gegenwärtige Situation beider Kirchenkomplexe von besonderer Wichtigkeit. Von Seiten Roms wird darum heute auch immer wieder betont, daß die orthodoxe Kirche ihrer Lehre nach mit der römischen fast übereinstimme und daß von Seiten der Dogmatik kein ernsthafter Grund vorliege, weshalb sich die beiden Kirchen nicht wieder vereinigen sollten. Daß man in der Lehre zusammenblieb und daß es kaum bleibende Lehrdifferenzen gab, daran waren eben die gemeinsamen Synoden schuld, die als allgemein anerkannte Organe der Gesamtkirchen

über alle strittigen Fragen in Liturgie und Dogma in letzter Instanz entschieden und die Einheit der Lehrentwicklung, in dem, was beiden Kirchengebieten fundamental erschien, aufrecht erhielten. Streitfragen in der Lehre hat es die ganze Zeit genug gegeben, bei denen es oft fast bis zu einer Zerreißprobe kam. Aber erst in einem späteren Zeitraum standen bei der Trennung auch Lehrunterschiede im Vordergrund. Viel stärkere Differenzen gab es in der Frage der Verfassung, der Disziplin und des Kultus. Trotzdem kam es auch über diesen Differenzen zunächst noch zu keiner Aufkündigung der Kirchengemeinschaft. Die gemeinsame Grundlage des Glaubensgegenstandes und das Bewußtsein der ursprünglichen Einheit waren noch so tief in beiden Kirchen verwurzelt, daß trotz aller Differenzen und gegenseitiger Entfremdung Berührungspunkte eines gemeinsamen Handelns und gegenseitigen Verkehrs noch immer genug vorhanden waren.

Es ist hier nicht der Ort, die Punkte im einzelnen aufzuführen, die dann doch zum endgültigen Schisma geführt haben. Bannflüche, Ränkespiele, gegenseitige Demütigungen, politische Machtansprüche, persönliche Streitsucht in der Beziehung der beiden Kirchen zueinander waren das Thema der letzten Jahrhunderte ihrer gemeinsamen Geschichte. Am 16. Juli 1054 kam es dann zum endgültigen Bruch zwischen Rom und Byzanz. Der Patriarch von Konstantinopel warf der römischen Kirche schlimmste Ketzereien vor und forderte die abendländischen Bischöfe auf, davon zu lassen. Unter den schwerwiegendsten Vorwürfen seien genannt: Die römische Kirche gebiete das Fasten am Sonnabend, es erlaube den Gläubigen, in der ersten Woche der Quadragesimalzeit Milch, Butter und Käse zu essen, es weigere sich, verheiratete Presbyter anzuerkennen, es behalte das Chrisma den Bischöfen vor und erkläre die durch Presbyter verrichtete Salbung für ungültig, vor allem aber und hauptsächlich verfälsche es das Symbol (gemeint ist das nicäno-konstantinopolitanische) und behaupte, der Heilige Geist gehe vom Vater *und* vom Sohne (statt vom Vater allein) aus; damit führe es aber einen Dualismus in die Gotteslehre ein, der nicht rechtgläubig sei. Schließlich gebrauche die Kirche Roms beim Abendmahl ungesäuertes Brot (statt des allein statthafter gesäuerten Brotes).

Der Papst hingegen wandte sich mit aller Leidenschaft gegen den Anspruch des Patriarchen von Konstantinopel, sich „ökumenischer“ Patriarch zu nennen. Dies sei eine schändliche, sakrilegische Anmaßung. Wäre dieser Titel zulässig, dann allein für den Nachfolger Petri in Rom. Dieser aber habe den Titel „Ser-

“*servorum*“ gewählt. Der Kaiser suchte die beiden streitenden Parteien zu versöhnen, wohl schon darum, weil im Lauf der Jahrhunderte nicht zuletzt durch die Schuld der streitenden Kirchen eine Provinz des Reiches nach der andern an den Islam verloren gegangen war und noch drohenderes Unheil auch für Konstantinopel bevorstand. Er bat den Papst, zur Beilegung des Streites eine Gesandtschaft nach Konstantinopel zu entsenden. Der Patriarch von Konstantinopel lehnte aber jede Verhandlung mit den römischen Legaten ab, er ließ es nicht einmal zu einer Begegnung kommen und benahm sich gegen sie, wie wenn sie schon Gebannte wären. Schließlich ging der römischen Gesandtschaft die Geduld aus. Zu Beginn der Messe schritten am 16. Juli 1054 die römischen Gesandten stolzen Hauptes durch die mit einer unübersehbaren Menschenmenge gefüllte Sophienkirche zum Altar, legten dort eine Bannbulle gegen den Patriarchen nieder (fast auf den Tag und fast auf das Jahr fiel vierhundert Jahre später die schönste Kirche der Christenheit dem Halbmond in die Hände!) und gegen alle, die auf seiner Seite verharrten, verließen dann, den Staub von ihren Füßen schüttelnd, die Kirche, und zwei Tage später, von der Volksmenge tödlich bedroht, mit knapper Not das Leben rettend, die Stadt. Die Versuche des Kaisers, die Streitpunkte auf einem Konzil zu klären, wie das seither immer wieder gelungen war, scheiterten, da sich die ganze Bevölkerung der Hauptstadt zu offener Empörung gegen den Kaiser erhob. Das Militär, vom Kaiser eingesetzt, wurde zu Paaren getrieben. Nicht die Macht des Patriarchen, sondern die Macht des Kaisers war gebrochen. Der Patriarch berief ein Konzil, auf dem der Bann nun gegen Rom geschleudert wurde. Die Einheit der Kirche war zerbrochen. Alle späteren Versuche zur Wiedervereinigung der Getrennten blieben erfolglos.

#### IV.

Zur Entwicklung der orthodoxen Kirche wäre noch zu sagen: Wie sich die abendländische Kirche an die germanischen Völker gewiesen sah, um unter ihnen mit Hilfe der Mission ihren Fortbestand zu sichern, so sah sich die griechische Kirche mit ihrem Hauptsitz in Konstantinopel an die *slawischen* Völker gewiesen, um in diesen Völkern die Katastrophe ihres national-byzantinischen Untergangs überleben zu können. Freilich fiel dabei ein Teil der Slawen besonderer Umstände halber der römischen Kirche zu, ein anderer Teil kam mit der Mutterkirche unter die Herrschaft des Halbmonds. Nur die *russische* Kirche konnte sich von den beiden Machtsphären frei halten und damit als großer und mächtiger Teil der griechischen Kirche, deren geistliches



Insel Korfu — Prozession am Tage der Heiligen Spiridion

Haupt der Patriarch von Konstantinopel blieb, das Erbe der Ostkirche hinüberretten bis zur jüngsten Vergangenheit. Seit dem Untergang von Byzanz infolge der Eroberung der Stadt durch die Türken am 29. Mai 1453 sah sich die russische Kirche ermächtigt, die Sache der Gesamthodoxie zu vertreten und nannte sich nach dem Untergang des „zweiten Rom“ in Byzanz, nachdem Rußland 1589 ein eigenes Patriarchat in Moskau erhalten hatte, das „dritte Rom“ mit dem Sitz in Moskau. Trotzdem war und blieb das Patriarchat von Konstantinopel bis zur Neuzeit der größte orthodoxe Kirchenkomplex und die führende Macht unter den orthodoxen Kirchen. Der Primat zeigt sich unter anderem auch darin, daß der ökumenische Patriarch den Metropoliten von Moskau zum Patriarchen der Kirche Rußlands geweiht hat.

Den orthodoxen Kirchen fehlt ein sie einheitlich regierendes geistliches Oberhaupt. Die Kirchen sind einzelne, einander gleichwertige, „autokephale“ (ein eigenes Haupt habende), selbständige Gebilde. Als solche „autokephalen“ Kirchen fühlen sie sich dennoch in einer Einheit (ähnlich den protestantischen Landeskirchen). Das Einheitsbewußtsein beruht in der Gleichförmigkeit des Kultus. Der orthodoxen Kirchengemeinschaft gehören heute noch an: die altkirchlichen Patriarchate von Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem. Ebenfalls apostolischen Ursprungs ist das Erzbistum Zypern und das Katholikatum von Georgien. Neuere autokephale Kirchen sind das Patriarchat von Bulgarien (seit 1870 autokephal), das Erzbistum von Griechenland (seit 1833) mit der Metropolie von Kreta, das Patriarchat von Rumänien (seit 1882 selbständig) und das von Moskau, das Patriarchat von Serbien (zu dem das heutige Jugoslawien und Teile Ungarns gehören), das Erzbistum vom Sinai (in der Hauptsache die Bewohner des Sinaiklosters). Nach 1918 wurden autokephale Kirchen das Erzbistum Albanien, das Erzbistum Finnland, Polen und Tschechoslowakei.

Wäre Rom bei der theologisch-geistlichen Begründung seines Primatanspruchs geblieben, wie ihn noch Augustin festgesetzt hatte, hätte ihm seine Vorrangstellung von Byzanz auf die Dauer wohl nicht streitig gemacht werden können. Denn Byzanz hatte Rom nichts Ebenbürtiges zu bieten. Aber Rom begab sich selbst auf die politische Ebene, einmal, indem es sich in den Völkerstürmen und beim Untergang des weströmischen Reiches als legitimen Nachfolger des alten Rom ausgab. Damit begab sich Rom auf das politische Parkett, das ihm manchen Fall bereitete. Der Bischof von Rom war nun nicht mehr nur der Nachfolger Petri, sondern auch der Nachfolger der untergegangenen

Kaiser, und je länger je mehr waren die Bischöfe von Rom die Nachfolger der letzteren. Zum andern begab sich Rom, auch Rom, auf die politische Ebene, indem es sich in der sog. „Konstantinischen Schenkung“, die sich später als Fälschung erwiesen hat, gerade *politisch* als von Kaiser Konstantin in seiner Vorrangstellung legitimiert ausgab. Damit stellte es sich auf die gleiche (politische) Stufe, auf der sich der Patriarch von Konstantinopel schon längst befand. Die „Konstantinische Schenkung“ machte aus dem Papst in Rom einen Politiker ohne gleichen. Der Vorgang ist der: Kaiser Konstantin soll Papst Silvester I. zum Dank für dessen Gebet, das ihn vom Aussatz geheilt habe, seinen Palast in Rom, seine Machtinsignien, ja die Herrschaft über den ganzen Westen geschenkt haben mit dem Recht, den päpstlichen Hof nach dem Vorbild des kaiserlichen Hofes einzurichten, eine echte Parallele zu Byzanz. Er selbst, der Kaiser, habe dann seinen eigenen Sitz nach Byzanz verlegt, um die Macht des Bischofs von Rom ja nicht durch seine kaiserliche Anwesenheit in Rom zu beeinträchtigen. Durch die Begründung der Vormachtstellung des Papstes in Rom mit dieser „Konstantinischen Schenkung“ war die Weiche des Papsttums insofern *politisch* gestellt, als der Bischof von Rom nunmehr (angeblich) legitim, und zwar durch eine Rechtsstiftung des Kaisers selbst (also nicht mehr durch Christus oder durch Petrus) in alle Rechte des römischen Kaisers eingerückt war. Zu der geistlichen Macht des Papstes als Petri Nachfolger kam nun noch die politisch kaiserliche, denn der Kaiser selbst hatte ja im Westen (immer nach der Konstantinischen Schenkungsurkunde) auf seine Rechte und auf seine Macht verzichtet und beide dem Bischof von Rom übertragen, der damit Träger einer dreifachen Krone wurde, der Tiara, Herr des alten, ersten Rom, Haupt des geistigen und politischen Imperiums. Daß sich damit die Auseinandersetzung mit Byzanz, dem Patriarchen von Konstantinopel, auf die *politische* Ebene verlagerte, ist einsichtig. Bei diesem politischen Streit scheint es auch bis zum heutigen Tage geblieben zu sein, denn, wie schon gesagt, in dogmatisch-liturgischen Fragen stehen sich Rom und Byzanz nicht allzu fern. Über der Streitfrage, ob beim Abendmahl gesäuertes oder ungesäuertes Brot zu benützen sei, kann doch im Ernst eine Kircheneinheit nicht zerbrechen. Hier wäre eine Annäherung durchaus im Bereich des Möglichen. Der Konflikt liegt im Kirchenpolitischen; er ist nur am Rande dogmatisch untermauert. Rom leitet den Anspruch seines Primats heute nicht mehr von der als Fälschung erwiesenen „Konstantinischen Schenkung“ ab, sondern wiederum nunmehr geistlich-theologisch von einer *successio apostolica*. Darum geht es in

der heutigen Auseinandersetzung zwischen Rom und Byzanz, zwischen den autokephalen orthodoxen Kirchen und der Kirche in Rom, die nur *ein* Haupt hat, den Papst. Die Frage ist die, ob der Stifter der christlichen Kirche wirklich an die Vormachtstellung des Petrus und die Vormachtstellung seiner sich auf ihn berufenden Nachfolger gedacht hat, als er die Apostel in seine Nachfolge rief und seine Kirche gründete, oder ob er an die Gleichberechtigung aller Apostel und ihrer Nachfolger dachte. Dann hätte Rom geistlich keine Vorrangstellung vor irgend einer anderen Gemeinde in der weiten Christenheit. Dann wären der Patriarch von Konstantinopel und der Papst in Rom gleichberechtigte Bischöfe ihrer Kirchen, gleichberechtigt mit allen Bischöfen auf allen Bischofssitzen der Welt. Und diese Bischöfe würden *zusammen* die christliche Weltkirche, die Ökumene, leiten in der Einheit, die der Stifter für seine Gemeinde von Gott selbst erbeten hat (Joh. 17).

Ob das Vatikanische Konzil, das in unseren Tagen abgehalten wird, gerade nach dieser Seite hin eine Entscheidung bringen wird, ist eine der Fragen, die die Weltchristenheit besonders beschäftigt. Noch stehen die orthodoxen Patriarchen und Bischöfe auf der Seite, noch verharren sie in ihrer Autokephalie, und es ist nicht abzusehen, wie sich dieser Standpunkt ändern soll. Eben wieder legten die orthodoxen Kirchen ihren Kurs fest. Auf der Insel Rhodos trat eine mehrtägige Konferenz der orthodoxen Kirchen zusammen, die der ökumenische Patriarch einberufen hatte, um die weiteren Beziehungen zwischen der griechisch-orthodoxen und der römisch-katholischen Kirche zu klären.

So wie die Dinge liegen muß die Annäherung von beiden Seiten ausgehen. Ob sich aber Rom seiner ganzen Tradition, seiner Lehrmeinung und Geschichte nach dem orthodoxen Standpunkt der Gleichberechtigung der Bischöfe nähern kann? Und ob die orthodoxe Behauptung von der Gleichberechtigung aller Bischöfe neutestamentlich ist? Das sind die beiden Fragen, von deren Beantwortung der weitere Weg der Kirchen von Rom und Byzanz, und d. h. der Weg nicht zur *Einheit* (im Sinne eines einzigen Oberhauptes) aber zur *Vereinigung* der beiden Kirchen, trotz ihrer verschiedenen Formen, abhängig sein wird.

## METEORA — die Schwebenden

In der Mitte Thessaliens ragen aus der Ebene steile, dunkle Felsen empor. Auf den Zinnen dieser Felsen haben Mönche vor Jahrhunderten Klöster gebaut. Sie mußten die Baustoffe dazu in Netzen nach oben ziehen, und diese Netze dienten bis vor wenigen Jahren auch zur Personen-Beförderung. Heute führen Treppen, ja sogar Straßen nach oben. Viele der Klöster sind schon verlassen und verfallen langsam.

Kurt Senko

### I.

#### Die Mönche der Meteora

Sie wollten die Welt in sich besiegen,  
Sie sind auf die ragenden Zinnen gestiegen  
Und bauten dort oben die Einsamkeit aus.  
Sie hingen am Abgrund in schwankenden Netzen,  
Sie quälten sich Stein dort auf Stein zu setzen  
Und schufen voll Inbrunst sich Kirche und Haus.  
Nun klingen von oben her christliche Chöre  
Dem Gottessohne zu Lob und zur Ehre  
wie schwebender Cherubine Gesang.  
Der ging über's Land tief unten zu Füßen  
Der hing lobpreisend auf Feldern und Flüssen,  
Wie Stimmen vom Himmel und sphärischer Klang.  
Nur selten in vielen Hunderten Jahren  
Da sah man die Mönche zu Tale fahren  
Um Korn oder Salz oder Wein oder Brot.  
Dann warteten wieder in freundlichem Frieden  
Sie fern von der Welt, von der sie geschieden,  
Des göttlichen Rufes zu Leben und Tod.  
Und Jahr um Jahr erklang von dort oben  
Die leise Glocke, um Gott zu loben

### II.

#### Die Besucher der Meteora

Wer sind denn wir? In die stillste der Welten  
Brachen wir ein über Treppen und Stufen,  
Lärmend und laut, mit alltäglichen Rufen,  
Wagen wir über den Aufstieg zu schelten.  
Von dem Gefühl der Begründer der Stille,  
Ihrer Verlassenheit, ihrer Verzückung,

Ihrer Begeisterung, ihrer Entrückung,  
Spricht zwar der Kirche verwirrende Fülle —  
Aber die Wände, mit zahlreichen Bildern,  
— wie sie in allen byzantischen Ländern  
gleich sind oder sich fast nicht verändern —  
Können die Größe des Anfangs nicht schildern.  
Nur diese Mönche mit bärtigen Wangen,  
Die uns gelassen empfangen und führen,  
Lassen die Feste der Einsamkeit spüren,  
Wie sie den Gründern so herrlich gelangen.

### III.

#### Sieg der Einsamkeit

Was denn gelang? Der Abschied vor allem.  
Aber er brachte das neue Gefühl:  
Näher zu kommen dem himmlischen Ziel,  
Vater und Sohn und dem Geist zu gefallen.  
Zwar der Nachbar, wenn man ihn rief,  
Konnte das Rufen bisweilen verstehn.  
Aber um zueinander zu gehn,  
War wohl der Abgrund dazwischen zu tief.  
So also schwebend in Sonne und Nacht,  
Sind sie sich *selber* im *Glauben* gelungen,  
Haben sich selbst zu dem Abstand gezwungen,  
Der aus der Einsamkeit Frömmigkeit macht.

### IV.

#### Verlassene Klöster

Manche der Klöster wurden verlassen,  
Still ist die Kirche und leer ist das Haus.  
Auf den mit Unkraut bedeckten Terrassen  
Ruht nun der Adler vom Fluge sich aus  
Als man die Letzten der Mönche und Nonnen  
Heimgebracht in die modrige Gruft,  
Hat hier der Staub seine Herrschaft begonnen  
Und die Vergänglichkeit kam mit der Luft.  
Niemand sah, wie die Farben verblassen,  
Schlange und Käfer nur kommen zu Gast,  
Seit die Ikone die Halle verlassen,  
Wurden die Glocken zur nutzlosen Last.  
Aber was können Vergängnis und Schimmel  
Gegen den Geist, der das alles erschuf.  
Immer noch herrscht ja dort oben der Himmel,



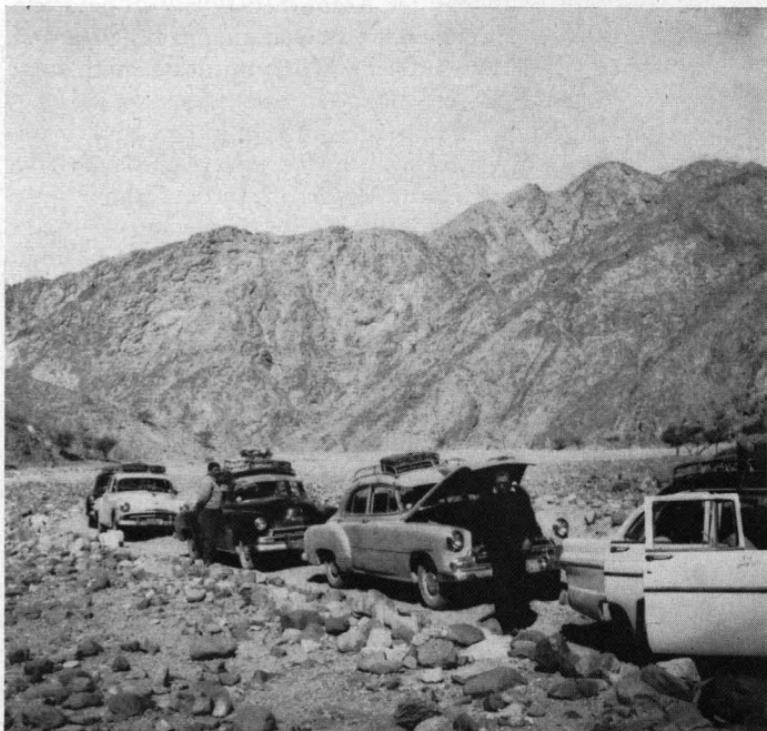
Gott, und der Sohn, und der Ewigkeit Ruf.  
Was denn könnte die Frömmigkeit stören?  
Moder? Zerstörung? Verblässen? Verfall?  
Wer jetzt Ohren hat, um sie zu hören,  
Hört der Trompete triumphhellen Schall.  
Einmal getan — und der Weg war gefunden.  
Einmal gedacht — und die Hölle verloht.  
Einmal das Tägliche ganz überwunden.  
Einmal erkannt, was den Dornbusch bedroht.  
Aber nun brennt er. Er brennt unermeßlich.  
Alles ist Opfer, und Gott nimmt es an.  
Alles ist Zukunft und ganz unvergeßlich,  
Einmal fängt alles, was war, wieder an.

Dr. Berthold K. Weis

Kauzige Gottesnester  
geklebt auf bizarre Hauer  
gefleckten Gesteins,  
aufgehängt in schwirrender Luft.  
Achtlos kriecht,  
asphaltne Schlange,  
an Schluchten hinauf die Straße,  
züngelnd nach euch, Sitze  
ersehnter Öde.  
Seellos über den Abgrund  
spreizt sich der Betonsteg,  
tief ins Geröll  
duckt sich die nutzlose Kluft.  
Entblößt von kargen Gebetskriegern  
zerbröckeln die Zinnen,  
Hagia Trias.  
Adlerumkreist  
schweigen die Kuppeln  
frivolem Touristenblick.

(11. April 1963)

## KLÖSTER IN DER WÜSTE



Die Karawane auf Pionierfahrt mit Perikles, dem Tiger des Sinai

Am Tage vor unserem Aufbruch aus Kairo lernte ich Perikles kennen; seinen Ehrennamen „Tiger vom Sinai“ begriff ich erst später. Er wollte mit mir nur den Speiseplan für die Fahrt festlegen. Zu seiner Erleichterung hatte ich nicht die Absicht, uns für 5 Tage auf Nuß-Diät zu setzen, wie es ihm mit einer englischen Reisegruppe passiert war, sondern war mit seiner Kraftnahrung, die aus Bouillon, Hühnchen und Kohlsuppe bestehen sollte, einverstanden; außerdem würde Christina, eine griechische Landsmännin als Köchin mitfahren.

Nicht ganz ohne Bedenken sah ich dann die sieben Autos vor unserem Kairener Firstclasshotel vorfahren und dachte daran, daß ich wieder einmal vor einer der „berühmten und berüchtigten Pionierfahrten“ stand. Man merkte das schon in Suez: Wir stiegen zwar im besten Hotel der Stadt ab, aber hoffent-

lich lerne ich nie die schlechteren kennen. Um fünf Uhr morgens sah Suez noch häßlicher aus als am Abend, aber mit der aufgehenden Sonne waren bald alle trüben Gedanken und die Müdigkeit verscheucht. Wir waren auf dem Wege, die Klöster des Antonius und Paulus in der Arabischen Wüste zu besuchen. Vorbei an schroffen, rotglühenden Bergen ging es bis Safarâna, 14 km danach bogen wir auf eine Wüstenpiste ab, und durch eine wildromantische Felsenlandschaft ging es bergan, bis wir plötzlich vor den hohen Mauern des Paulusklosters haltmachten. 1876 hatte Georg Schweinfurth als erster Wissenschaftler das Kloster besucht; uns machte es die moderne Technik möglich, auf verhältnismäßig bequeme Weise hierher zu gelangen; wir hatten nur etwa fünf Fahrstunden gebraucht. Es war nicht ganz sicher, ob man uns einlassen würde, da vor einiger Zeit ein Mönch abgeworben worden war, und der Abt nun Angst um den Bestand seines Klosters hatte. Aber schließlich öffnete sich das Tor, man stellte uns Stühle in die Sonne, der Abt reichte persönlich Zigaretten herum und ließ Tee kochen. Ein Klosterbruder radebrechte ein bißchen englisch und wurde uns als Führer mitgegeben. Er hatte gewisse äußerliche Ähnlichkeit mit einem mittelalterlichen Hofnarr und war nicht gerade von den Wohlgerüchen Arabiens begleitet.

Paulus von Theben wird gewöhnlich als erster christlicher Einsiedler bezeichnet. Er ist wahrscheinlich um das Jahr 234 geboren und soll sich während der Christenverfolgung unter Kaiser Decius in eine Felsengrotte in der unteren Thebais geflüchtet haben, wo er von seinem 16.—113. Jahr gelebt hätte. Kurz vor seinem Tode besuchte ihn der hl. Antonius. Wahrscheinlich bauten später Mönche um sein Grab ihre Zellen, und um 460 dürfte man die erste Kirche errichtet haben. Von diesen ersten Bauten ist natürlich nichts mehr erhalten, wie überhaupt alle Gebäude wegen der Primitivität ihrer Technik schwer zu datieren sind. Heute ist das Kloster von einer hohen Mauer umgeben, wie das bei den koptischen Klöstern seit dem 9. Jahrhundert zum Schutz gegen die Araber üblich war. Auch der hohe Kasr („Bergfried“), der seit dem 11. Jahrhundert aufkommt, ist vorhanden. Eine Mauer teilt das Innere in einen Kloster- und einen Wirtschaftsbereich. Da gibt es eine Gasse mit zweistöckigen Häusern, die aber jeweils nur von einem Mönch bewohnt werden. Von den Kirchen ist die Pauluskirche die interessanteste. Aus der Oberkirche führt eine Treppe, — vorbei an dem alten Einstiegloch, — in die ehemalige Grotte, die heutige Grabkirche. Hinter einer Ikonostasis sieht man dort drei •Kapellen, rechts davor der Sarkophag des Paulus aus



Paulus-Kloster

weißem Marmor. An den Wänden kann man Malerei erkennen: Engel, Heilige, Maria und das Jesuskind. Dabei lassen sich zwei Schichten aus verschiedenen Zeiten und von unterschiedlicher Qualität trennen. Die besten figürlichen Darstellungen haben sich in der Kuppel der linken Kapelle erhalten: Christus, umgeben von den vier Evangelisten und den 24 Ältesten. Wir kamen gerade in einen Gottesdienst, ein für uns ungewohntes und geheimnisvolles Schauspiel; Triangeln und Schellen machten ein für unsere Ohren disharmonisch klingendes Geräusch, und der reichlich benutzte Weihrauch ließ die drei amtierenden Mönche wie hinter einem Schleier erscheinen. Fast verstohlen drückte man uns kleine runde Brote in die Hände. Noch heute liegt das inzwischen steinhart gewordene

Brot auf meinem Schreibtisch; es ist mit einem Konsekrationskreuz und einer griechischen Inschrift gestempelt.

Da das Antoniuskloster vom Pauluskloster durch einen hohen Bergrücken getrennt ist, fuhren wir nach Safarâna zurück, um es dann nach 50 km Wüstenpiste zu erreichen. Es liegt malerisch unter einer hohen Felswand und ist eines der größten bestehenden koptischen Klöster. Hier fanden wir leicht Einlaß, man war an Fremde gewöhnt und konnte sogar mit einem geräumigen Gästehaus aufwarten, in dem es 8 Betten und eine Küche mit fließendem Wasser gab. Perikles verteilte die Picknickpakete und kochte Tee, um sich dann dem wohlverdienten Nachmittagsschlaf hinzugeben. Wir hatten eigentlich nur den Kampf mit den Fliegen zu bestehen, bevor wir unseren Rundgang antreten konnten. Antonius der Große, in der östlichen Kirche auch als „Stern der Wüste“ und „Vater der Mönche“ verehrt, wurde um 250 in Koma (Oberägypten) geboren und lebte als Wundertäter und Lehrer der Einsiedler. Unter Pachomius (gest. 346) wurde aus seiner Einsiedleransammlung eine Mönchsgemeinde.

Hier sprach der Abt selber ein wenig englisch; er war ein jüngerer und tatkräftiger Mann und schien seinen kleinen Staat, der aus etwa 30 Mönchen bestand, gut organisiert zu haben. Durch seine abgelegene Lage erlebte das Kloster noch vom 12.—15. Jahrhundert eine kulturelle Blüte, die 1484 oder 1493 durch eine Plünderung mohammedanischer Bediensteter vernichtet wurde. Bis 1951 wurde das Oberhaupt der abessinischen Kirche vom Patriarchen von Alexandria von Mönchen dieses Klosters ausgewählt. Das interessanteste Bauwerk ist auch hier die Titularkirche. Sie besteht aus vier hintereinanderliegenden Kuppelräumen und erinnert an die Kirchen des Perigord. Die z. T. vorzüglichen Fresken aber machen ihren besonderen Wert aus, entstanden sie doch in einer Zeit, als die koptische Kunst unter dem Einfluß des Islams anderwärts ihre Bildfreudigkeit schon aufgegeben hatte. Da sehen wir koptische Reiterheilige und Patriarchen der Kirche. Im Triumphbogen sind die Erzengel dargestellt, und in der Apsiswölbung erscheint Christus, von Engeln umgeben. Die Datierung ist schwierig, man darf wohl an die Zeit zwischen dem 10. und 13. Jahrhundert, — mit späteren Übermalungen, — denken. Die qualitätsvollsten Wandmalereien haben sich in einer kleinen Kapelle am Narthex erhalten. Hier erkennt man Christus in der Mandorla, umgeben von vier Engeln und den Evangelisten, deren Körper aus einem Schild besteht, auf das jeweils die Köpfe eines Engels, Löwen, Stiers, Adlers aufgesetzt sind;

ferner Maria und Johannes. Besonders die Darstellung Christi erinnert an die in den romanischen Fresken Kataloniens. Auch die Kirche des hl. Mark ist sehenswert, sie soll über dem Grab dieses Zeitgenossen des hl. Antonius errichtet worden sein und weist die typische Form der späteren koptischen Kirchen auf: Ein breit gelagerter dreischiffiger Pfeilerbau mit Kuppeln über den einzelnen Jochen. Bemerkenswert ist auch das alte Refektorium, ein langer Saal mit Tisch und Bänken aus Stein und einem thronartigen Sitz für den Abt. Die beiden alten Getreidemöhlen zeigen schöne Kerbschnitzereien und mögen noch aus dem 8. Jahrhundert stammen. Das Quellhaus ist die Lebensader des Klosters, die sehr starke Quelle hat den Garten in eine Oase verwandelt. Außerhalb gibt es noch eine zweite Quelle, die den Beduinen gehört; ihr Brot bekommen sie täglich im Kloster. Der alte Aufzug für die Lebensmittel über dem Klostereingang ist noch in Benutzung. Oben kann man die Schächte sehen, durch die die Vorräte in die verschiedenen Speicher geleitet werden. Als wir aufbrechen wollten, frug mich ein Mönch nach den Berufen dieser Reisenden und rückte schließlich mit der Frage heraus, ob wir nicht einen Arzt dabei hätten. Wir konnten „nur“ mit einer Ärztin aufwarten, aber auch ihr war es möglich, einem kranken Klosterbruder zu helfen. Als dann schließlich unsere Autokolonne abfuhr, standen die Mönche am Tor und winkten uns noch lange nach.

Am nächsten Tag ging es um 3 Uhr los! Wir mußten so früh abfahren, um die Morgenfähre über den Suezkanal zu bekommen, außerdem waren Autopannen einzurechnen, und das Katharinenkloster mußte vor Anbruch der Dunkelheit erreicht werden. Unsere Autos waren mit Proviant und Autoreifen beladen wie bei einer Expedition, die neuen Chauffeure waren Berufs-Sinaifahrer. Die asphaltierte „Ölstraße“, (— zwischen Suez und den Ölvorkommen am Roten Meer, ist die Straße von der Shell-Company gebaut worden —), ließ zuerst das Unternehmen als einen mühelosen Ausflug erscheinen. In Abdu Senîma nutzten wir die letzte Tankmöglichkeit und verließen bald darauf die zivilisierte Welt, um in einem Wadi durch Geröll und Sand bergan zu fahren. Als wir die nabatäischen Inschriften auf einem großen Felsblock betrachten wollten, begegneten uns die ersten Beduinen. Es war ein Karl-May-Bild, als sie plötzlich hoch zu Pferd und bewaffnet hinter den Felsen auftauchten. Aber trotz der düsteren Mienen stellten sie sich bereitwillig dem Photographenfeuer. In der Oase Feran liefen uns die Kinder mit dem freudigen Ausruf „Perikli“ entgegen, wußten sie doch, daß Christina bald Bonbons verteilen würde.

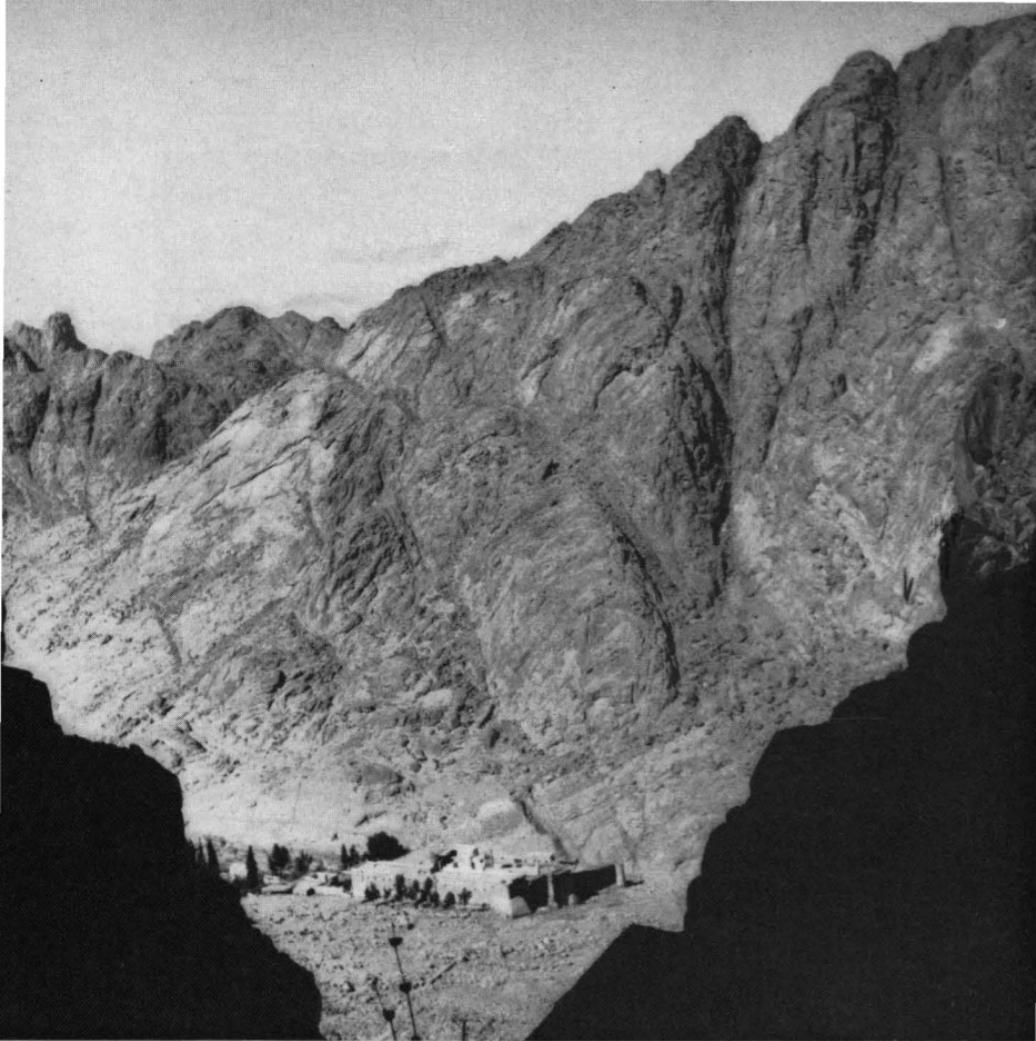
Aus den Trümmern des alten Pharan, das vom 4.—9. Jahrhundert Bischofssitz war und damals die „Perle des Sinai“ hieß, hatte ein Mönch mit viel Blumen ein kleines griechisch inspiriertes Paradies geschaffen. Im Wadi Schech überraschte uns der Tamariskenwald. Er dient den Beduinen als Lieferant für Holzkohle, als Weide für die Kamele, und von ihm beziehen sie die Manna. Dazu werden die Bäume angeschnitten und ein fenchelartiger Sirup aufgefangen. Perikles kannte in der Nähe eine Beduinenfamilie und kam bald stolz mit einer Flasche Manna zurück. Das nächste Tal ist durch die Aaronskapelle, die einsam auf einem Hügel liegt, charakterisiert. Hier feiern die Beduinen in jedem Mai das Frühlingsfest, wobei sie zu Ehren ihres Nationalheiligen Nebi Sala ein Schaf rituell schlachten. Gegen 16 Uhr erreichen wir das Katharinenkloster, wir waren von Suez 280 km gefahren. Ich mußte daran denken, daß 1928 das erste Auto hier angekommen war und daß man noch 1929 zwei Wissenschaftlern den Zutritt verweigert hatte, weil ihr Permis nicht in Ordnung gewesen war. Seit man vor etwa 10 Jahren den neuen Gästeflügel erbaut hat, können etwa 100 Pilger hier Unterkunft finden. Die Zimmer sind einfach, nur mit Bett, Stuhl und Waschtisch ausgestattet; es gibt zwei Speisezimmer, einen Salon, und der gewisse Ort hat sogar fließendes Wasser. Christina trat in Aktion, und bald darauf war zum Fünf-Uhr-Tee gedeckt; Perikles betrachtete mit sichtlichem Stolz die Torten, die er als Überraschung mitgebracht hatte. Heute wohnen nur noch wenige Mönche im Kloster, sie sind meist griechischer Nationalität und betrachten das Kloster als eine Art Durchgangsstation. Seit 1575 ist das Kloster selbständig und hat den Rang eines Erzbistums; die Mönche leben nach der Regel des hl. Basilius (329—79). Der Patriarch wohnt in Kairo, während das Kloster von 4 Archimandriten verwaltet wird. Wohl seit dem 3. Jahrhundert haben an dieser Stelle — wo es drei Quellen gibt, — Eremiten gelebt. Um 342 soll die hl. Helena die Mönche besucht und ihnen eine Kirche und einen Schutzturm gestiftet haben. Um das Jahr 400 machte die Nonne Aetheria aus Galicien eine Reise hierher, — ihr lateinisch geschriebener Reisebericht wurde 1884 in einer italienischen Klosterbibliothek aufgefunden. Zwischen 548 und 565 ließ Kaiser Justinian die bestehende Klosterkirche erbauen und ernannte Stephanos von Aila zum Bischof. Er ließ das Kloster auch befestigen und siedelte 200 römische und ägyptische Sklaven zu seinem Schutz hier an. In den folgenden Jahrhunderten werden immer wieder Angriffe und Plünderungen des Klosters durch die Mohammedaner erwähnt, und noch zwi-



In der Oase Feran

schen dem 15. und 18. Jahrhundert müssen die Mönche aus demselben Grund das Kloster wenigstens acht mal im Stich lassen.

Noch immer betritt man durch die Zederntür aus dem 6. Jahrhundert die dreischiffige Kirche. Leider sind die Granitsäulen mit den schweren Kapitellen blaugrün angestrichen. Von der modernen flachen Decke hängen zahlreiche große, silberne Leuchter und Straußeneier herab. Die armenischen Ikonen an den Säulen stellen Monatsheilige dar. Vor der goldglänzenden Ikonostasis stehen 6 hohe Bronzeleuchter aus Augsburg. In der Apsis kommt die Überraschung, denn sie ist schon in justinianischer Zeit mit Mosaiken ausgeschmückt worden, die zu den kostbarsten Zeugnissen des 6. Jahrhunderts gehören und wesentlich qualitätsvoller sind, als die zeitgleichen in Ravenna. Erst vor kurzem wurden sie durch das amerikanische byzantinische Institut gereinigt. In der Mitte der Wölbung erblickt man Christus in einer Mandorla aus blauen Abschattierungen. Links von ihm Moses, darunter Johannes Ev., rechts Elias, darunter Jakobus: unter Christus, kleiner und liegend dargestellt, sieht man Petrus. (Wir dürfen hier annehmen, daß es sich um Jakobus d. Ae. handelt, obwohl die Beischrift nur Jakobus lau-



Katharinenkloster am Sinai vom Aufstieg zum Mosesberg gesehen

ret, da er neben Johannes Ev. dargestellt ist; beide waren bekanntlich Brüder). Diese Darstellung könnte ein Hinweis sein, daß Justinian die Gebeine des Jakobus in das Kloster auf dem Sinai stiftete und könnte ein neues Licht auf die immer wieder diskutierte Frage nach dem Zeitpunkt der Translatio der Reliquien des Jakobus nach Santiago de Compostela werfen. Noch ein zweites Mal ist Jakobus in der Kirche dargestellt, und zwar in den Fresken der südlichen Chorkapelle. Hier sieht man ihn zusammen mit Chrysostomus, Basilius und Moses um Christus und Maria. Die Kirche war ursprünglich Maria und der Himmelfahrt Christi geweiht, erst im hohen Mittelalter erhielt sie ihren heutigen Namen Katharinenkirche, nachdem man nämlich auf wunderbare Weise die Reliquien der

Katharina von Alexandria auf dem Gebel Katarîna (7.—9. Jahrhundert) gefunden hatte, (was vielleicht den Verlust der Jakobusreliquien voraussetzt). In goldenen Schreinen ruhen die Reliquien — Haupt und Hand der Katharina — heute in einem Alabastersarkophag in der Apsis. In den beiden benachbarten großen Silberschreinen werden die Geschenke an die Heilige aufbewahrt. Beide Schreine, sowie viele Geschenke, stammen aus Rußland seit der Zeit von Katharina der Großen. Dahinter befindet sich die Kapelle des Brennenden Dornbuschs. Sie ist mit blauen Isnikfayencen und zahlreichen Ikonen ausgeschmückt. Die Apsis ziert ein schlichtes Kreuz auf goldenem Mosaikgrund. Unter dem Altar brennt ein ewiges Licht über der Stelle, wo einst der Dornbusch gestanden haben soll. Diese Stelle ist mit reliefierten Silberplatten (17. Jahrhundert) bedeckt, die Szenen aus dem Christusleben, aus der Katharinenlegende, aus dem alten Testament, sowie die vier Evangelisten darstellen. Sie dürften von verschiedenen abendländischen Künstlern gearbeitet worden sein. Hinter dieser Kapelle blühte vor einer hohen Mauer ein mächtiger Ginsterstrauch, — er soll ein Sprößling des alten Dornbusches sein. Im Februar war es noch ziemlich kalt im Kloster und es gab keine Heizmöglichkeit, sodaß wir die Vorsorge von Perikles und die Kochkünste von Christina sehr genossen. An einem Abend brauten wir sogar Glühwein, nachdem wir in der Klosterapotheke mit Erfolg nach Zimt und Nelken gefahndet hatten. Auch der Verpflegungsarchimandrit fand an diesem Getränk Gefallen, das ihm neu war. In der ersten Nacht weckte uns ein heftiger, wolkenbruchartiger Regen auf; am nächsten Morgen begrüßten uns die Mönche freudestrahlend mit der Bemerkung, wir müßten doch gute Menschen sein, denn wir hätten Regen mitgebracht. Aber in der nächsten Nacht konnten wir dann um vier Uhr früh die Kymandra, den Holzgong, nicht überhören, der die Mönche zum Gebet rief, das von 4.30 Uhr bis 7.30 Uhr dauert. Am 11. Februar wurden wir zu einem besonderen Gottesdienst eingeladen: Man feierte eine Vesper zur Erinnerung an die Speisung der 5000; an ihrer Stelle wurden wir mit fünf geweihten Broten und Wein gespeist. Es war ein eigenartiger und eindrucksvoller Gottesdienst, wir waren nicht nur Zuschauer, sondern einbezogen in dieses Gedächtnismahl.

Das Klostermuseum beherbergt eine der bedeutendsten Sammlungen ostkirchlicher Kultbilder. Seltene Wachsmalereien (Petrus und Maria) aus dem 5.—6. Jahrhundert hängen neben Ikonen aus der Zeit des Bildersturms, die sich an diesem abgelegenen Ort erhalten haben. Im Ganzen sind es über 2000



Aufstieg zum Mosesberg. Auf den Stufen liegt Schnee

Stücke, die von dem Direktor des byzantinischen Museums in Athen kürzlich zeitlich geordnet wurden. Besonders ergreifend ist das schlichte, fast plumpe Reliquienkreuz, das einer der Einsiedler des 4. Jahrhunderts an einer Kette um den Hals getragen hat. Von der berühmten Bibliothek sind einige der kostbarsten Handschriften in zwei Vitrinen ausgestellt. An den Wänden sieht man den Schutzbrief Napoleons und den angeblichen Mohammeds, sowie einen Brief von Tischendorf aus dem Jahre 1859.

Unvergeßlich wird uns allen der Aufstieg auf den Mosesberg bleiben. Wir hatten einen Beduinenjungen mit Früchten und Keks vorausgeschickt, da wir zum Mittagessen kaum pünktlich zurück sein konnten. Der Aufstieg dauerte etwa drei Stunden; zuerst ging es bequem in Serpentina bergan, dann kamen 750 Stufen, der obere Teil des aus 3000 unregelmäßigen Stufen bestehenden Pilgerwegs, der vom Kloster direkt auf den Mosesberg führt und von einem Mönch angelegt wurde. Da die Stufen dick vereist waren, waren wir glücklich, als wir den Gipfel



Mosesberg — Marienkapelle

erreicht hatten. Die Kapelle soll an der Stelle errichtet worden sein, wo Moses die zehn Gebote empfing. Der heutige Bau stammt aus dem Jahre 1934, man verwendete dafür die Trümmer der alten, größeren, noch justinianischen Anlage. Neben der Kapelle erhebt sich eine kleine Moschee, denn auch für den mohammedanischen Beduinen ist dieser Platz in etwa 2300 m Höhe ein Wallfahrtsort, hier soll Nebi Sala auf einem Kamel in den Himmel gefahren sein.

Wir sitzen in der wärmenden Sonne und blicken in die grandiose Berglandschaft. Uns gegenüber liegt der Gebel Katerîna mit seinen 3 Kapellen; von ihm könnte man den Golf von Suez und den von Akaba sehen. Für den Rückweg benutzen wir die alte Pilgertreppe. Etwa nach einem Drittel des Weges erreicht man einen kleinen blaugrün leuchtenden See und eine riesige Zypresse, die über 500 Jahre alt sein soll. Hier kann man die Grotte des Elias besichtigen, in deren Nähe eine kleine Einsiedelei erbaut wurde. In den Bergen leben heute noch zwei Eremiten, — der eine war bis vor kurzem noch Professor in



Einsiedelei des Heiligen Stefans

Athen, — sie kommen nur selten ins Kloster herab, und die Mönche erzählten uns, daß sie das Brot und die Früchte, die sie ihnen jede Woche einmal hinaufbringen, immer unberührt wieder abholen mußten. Nach einer kleinen Marienkapelle erreichen wir zwei Steinbögen. Vor dem einen saß einstmal der Pförtner, ein Heiliger Stephanus, sein zusammengekauertes Skelett ist noch heute im Beinhaus zu sehen. Hier hatten die

Pilger, die das Katharinenkloster besuchten und dabei den Mosesberg besteigen mußten, die Beichte abzulegen und erhielten die Absolution. Der Weg führt dann durch eine tiefe Schlucht, unten fließt ein schmaler Bach und üppige, leuchtende Blumen sprießen an seinen Seiten. Und plötzlich hat man einen wunderbaren Blick auf die Klosterfestung, riesig und etwas unheimlich erhebt sie sich inmitten der steilen hohen Berge.

Als wir nach drei Tagen wieder abfahren mußten, nahmen wir nur mit Bedauern Abschied von dieser Welt. Noch einmal glühten die Berge in einem tiefen Rot in den Strahlen der aufgehenden Sonne und die blühenden Mandelbäume des Klostergartens gaben der steinernen Landschaft einen liebenswerten Akzent.

Dr. VERA FRIEDERIKE HELL und Dr. HELLMUT HELL

## ZUR GESCHICHTE DER RELIQUIEN

Man hat sich seit etwa hundert Jahren von vielen Seiten bemüht, die Legenden von den Schicksalen der Gebeine des hl. Jakobus auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung zu bestätigen und ihren Weg von Palästina nach Spanien zu verfolgen. Da aber von dem Todesjahr des Apostels bis ins 8. Jhdt. praktisch keine schriftlichen Nachrichten existieren, bestand die Diskussion im wesentlichen darin, die Wahrscheinlichkeit der verschiedenen Theorien gegeneinander abzuwägen. Die Grabungen in Santiago haben bemerkenswerte Erkenntnisse gebracht (E. Kirschbaum, Die Grabungen unter der Kathedrale von Santiago de Compostale in „Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte“, Band 56, Heft 3/4, 1961) und sind noch nicht abgeschlossen; in einem ähnlichen Stadium befindet sich die Quellenforschung.

*Hier sei auf die vorzügliche Zusammenfassung aller bisherigen Ergebnisse und Theorien von José Guerra, Notas críticas sobre el origen del culto sepulcral a Santiago en Compostela, in „La Ciencia Tomista“, Salamanca, 1961, hingewiesen.*

Da es also gilt, noch andere Blickpunkte auf dieses Problem zu gewinnen, mögen im folgenden einige Beobachtungen aus dem Bereich der Kunstgeschichte notiert werden, die zwar selbst

noch nicht eine Hypothese, geschweige denn eine Beweisführung erlauben, aber als Anregung zu Untersuchungen dienen könnten.

Als das Todesjahr des Jakobus ist mit ziemlicher Sicherheit das Jahr 44 anzunehmen, wo er unter Herodes Agrippa I. in Jerusalem hingerichtet wurde (Apostelgeschichte 12,2). Sein erstes Grab dürfte sich also wohl bei Jerusalem befunden haben. Im Jahre 614 besetzten die Perser die byzantinischen Gebiete in Syrien und Palästina, und manche Forscher (Tillemont) vermuten, daß damals der Körper des Jakobus nach Galicien gebracht wurde, ein anderer (Gams) hingegen nimmt an, daß die Translation schon im 6. Jhdt. zu Zeiten des Kaisers Justinian geschah, der die Gebeine dem Kloster Raithiu auf der Halbinsel Sinai schenkte. Andererseits wird durch einige Chronisten des 8.—12. Jhdts. (z. B. das Breviarium Apostolorum) als Bestattungsort „Achaia Marmorica“ (mit Varianten der Schreibweise) genannt. Dieser Name konnte bisher noch mit keiner bekannten Stadt oder Stätte einleuchtend identifiziert werden. In der Chorapsis des Katharinenklosters auf dem Sinai haben sich Mosaiken aus dem 6. Jhdt. mit folgendem Programm erhalten: In der Mitte Christus stehend in einer Mandorla, zu seiner Linken Elias, darunter der knieende Johannes Ev.; zu seiner Rechten Moses, darunter der knieende Jakobus; unter Christus der kleiner als die Seitenfiguren dargestellte, liegende Petrus. In der südlichen Chorkapelle derselben Kirche finden sich Wandmalereien mit folgenden Figuren: In der Mitte Christus, von links nach rechts: Jakobus, Chrysostomos, Maria, Basilius und Moses. Zweimal wird also in dem frühen Bildprogramm der Kirche der Apostel Jakobus dargestellt. Die Gestalten sind durch Beischriften identifiziert. Daß nicht etwa Jakobus d. J. gemeint sein könnte, wird bei dem Mosaik durch die auch anderwärts bekannte Gegenüberstellung mit Johannes Ev., dem Bruder, angedeutet.

*Die heutige Katharinenkirche wurde nach einer erhaltenen Bauinschrift von Justinian nach dem Tode der Theodora (548) erbaut und war beim Tode des Kaisers (565) vollendet. Sie war Maria und der Verklärung Christi geweiht; ihren heutigen Namen erhielt sie erst im hohen Mittelalter, als man die zwischen dem 7. und 9. Jhdt. aufgefundenen Reliquien der Katharina vom sog. Gebel Katerina in die Kirche überführt hatte. Justinian hatte das Kloster zum Schutz gegen die kriegerischen Beduinen und Sarazenen als Festung erbauen lassen (so nach Eutychios und Prokop), vielleicht auch mit dem Ge-*

*danken, hier eine Grenzfestung zu besitzen. Übrigens war der Kaiser mit der taktisch ungünstigen Anlage im Tal unterhalb hoher Felsen offenbar unzufrieden, denn er ließ den Architekten hinrichten. Zweihundert römische und ägyptische Soldaten wurden zum Schutz des Klosters in der Nähe angesiedelt. Damals gab es im südlichen Sinai noch zwei weitere bedeutende Mönchs-siedlungen: Das Kloster in Raithiu, dessen genaue Lage heute nicht mehr bekannt ist und die Bischofsstadt Pharan. Von Raithiu nimmt man an, daß es in der Nähe von Tor oder, wahrscheinlicher, bei dem heutigen Gharandel lag; von Pharan haben sich geringe Ruinen erhalten.*

Noch vor dem Bau des Katharinenklosters ließ der Kaiser in Raithiu ein neues Kloster errichten, und es wäre nicht unwahrscheinlich, daß er, wie Gams vermutet, diesem Kloster die Gebeine schenkte. Nun lag das Kloster jedenfalls nicht weit entfernt vom Roten Meer und wurde wiederholt von Seeräubern angegriffen, geplündert und zerstört. Es wäre deshalb auch vorstellbar, daß man nach dem Bau des Katharinenklosters diesen kostbaren Reliquienbesitz aus Sicherheitsgründen dorthin transferiert hätte. Natürlich könnte man mit fast gleicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Körper von Jerusalem direkt dorthin überführt worden ist. Das Apsismosaik und die Fresken der Südkapelle könnten auf den Besitz hinweisen.

Etwa seit dem Jahre 640 hatte auch das Katharinenkloster unter den Angriffen der Mohammedaner zu leiden; die Mönche mußten wiederholt ihre Wohnstätte verlassen, und es wäre natürlich, wenn sie sich nach einer sichereren Bleibe für ihre Reliquien umgesehen hätten. Innerhalb Ägyptens kam dafür eigentlich nur das Menaskloster in der Mareotiswüste bei Alexandria in Frage. Es lag in der Nähe des Meeres und besaß einen eigenen Hafen, der befestigt war, ebenso wie die Verbindungsstraße zum Kloster. Außerdem waren hier etwa 1200 Soldaten zum Schutze stationiert. Diese Anlage mit ihrer Kirche über dem Grab des hl. Menas war der bedeutendste Gnadenort des christlichen Ägyptens und hatte vielfache Verbindungen und Beziehungen mit dem Abendland. So kamen Mönche von dort hierher zur Ausbildung, wie auch viele abendländische Pilger auf dem Wege nach Jerusalem und zum Katharinenkloster hier Station machten. Die Hauptkirche wurde unter Arkadius erbaut und unter Timotheus (457—77) vollendet. Durch eine wundertätige Quelle (gegen Augenkrankheiten) entwickelte sich bald eine Pilgerstadt, von der die

Chronisten immer wieder als Marmorstadt sprechen. Wäre es ausgeschlossen, die Menas-Stadt mit dem erwähnten Achaia Marmorica zu identifizieren? Auch die Schreibweise Marmarica würde erklärt sein, da die Landschaft westlich der Menasstadt im Altertum bekanntlich so hieß. Unter dem Patriarchen Joseph (831—849) erlebte das Heiligtum seine erste Zerstörung, bestand aber bis ins 13. Jhdt.

Nun wurden in der Nähe des Katharinenklosters zwischen dem 7. und 9. Jhdt. der Legende nach die Reliquien der hl. Katharina von Alexandria gefunden; die wunderbaren Umstände dabei ähneln denen, von denen in Santiago berichtet wird, besonders wird die Sternenstraße erwähnt, die zum Fundort führte. In dem erwähnten Zusammenhang möchte man annehmen, daß dies erst nach dem „Verlust“ der Jakobusreliquien stattfand.

Die wunderbare Auffindung der Jakobusreliquien im heutigen Santiago geschah im ersten Viertel des 9. Jhdts., (während der Regierungszeit Alfonsos II., 791—842, vor dem Jahre 824) in einer Zeit, als das Menasheiligtum noch nicht zum ersten Mal zerstört worden war, aber doch wohl schon um seinen Bestand besorgt sein mußte. Man kann also vermuten, daß die Jakobusreliquien spätestens im frühen 9. Jhdt. nach Galicien überführt wurden. Möglich wäre auch, daß dies schon vor 711 geschah (dem Eindringen der Araber in Spanien), dagegen unwahrscheinlich während der islamischen Überflutung der iberischen Halbinsel. Erst im frühen 9. Jhdt. hatte das asturische Königtum in Nordspanien eine gewisse Stabilität erreicht, und die Hoffnung auf Wiedereroberung des ganzen Landes konnte sich festigen. Für die spätere Möglichkeit spricht, daß die Erwähnung von Achaia Marmarica als Begräbnisort aus dem 8. Jhdt. stammen. Daß dieser Name bis zum 12. Jhdt. noch auftaucht, kann als Übernahme dieser ersten Nachricht erklärt werden. Von Ägypten aus war die Seeroute nach Spanien gut bekannt, und auf dem Wege nach Irland, wo sich in dieser Zeit nachweislich koptische Klostergründungen befanden, kam man an der Westküste Spaniens und Galiciens vorbei. Iria Flavia an der Ullamündung dürfte den Seefahrern jener Zeit gut bekannt gewesen sein.

*Es sei hier an die Nonne Aetheria (Egeria) aus Galicien erinnert, die um das Jahr 400 das Katharinenkloster besuchte und deren lateinisch geschriebener Reisebericht sich 1889 in einer italienischen Klosterbibliothek fand. Sie erwähnt keine Reliquien, aber damals waren die Klöster des Justinian auf dem Sinai auch noch nicht erbaut.*



Menasstadt. Von vorn nach hinten: Baptisterium, Grabkirche, Hauptkirche

Will man einen solchen Weg der Reliquien über das koptische Menasheiligtum annehmen, so lassen sich manche typische Formen des Jakobuskultes besser als bisher erklären. So könnte die Darstellung des Jakobus als Matamoros zu Pferde, — die sich, im Gegensatz zu anderer Ansicht, sicher nicht ausreichend mit dem Wunsch erklären läßt, dem reitenden Mohammed einen mindestens gleichwertigen Gegner entgegenzusetzen, — in Zusammenhang mit den koptischen Reiterheiligen stehen, wie sie in zahlreichen Darstellungen bekannt sind. Daß in Spanien auch andere Heilige zu Reitern werden und ebenfalls als Matamoros dargestellt werden, dürfte wohl auf das Vorbild von Santiago zurückgehen. Die derartigen Darstellungen des hl. Aemilianus und des hl. Isidor beginnen erst im späten 16. Jhdt., also zur Zeit der Gegenreformation.

*Interessant ist, daß die Matamorosdarstellung nur auf Spanien und die spanisch beeinflussten Gebiete beschränkt ist. Sie fand im übrigen Europa keinen Eingang und tritt in Deutschland nur vereinzelt auf, so z. B. bei Schongauer und Zimmermann.*

Auch das Muschelsymbol findet sich in den frühen koptischen Kirchen auffallend häufig (z. B. Sohâg, Hermopolis). Während die Muschel als dekorative Form direkt aus dem Hellenismus übernommen werden konnte, mußte ihr Symbolgehalt geändert werden; dies ist aber im koptischen Bereich offenbar schon sehr früh geschehen.

*Nach der mittelalterlichen Legende wurde sie in den Jakobuskult einbezogen, weil ein Ritter, der den Jüngern des Jakobus folgte, nach dem Durchqueren eines Meeresarmes samt seinem Pferd über und über mit Muscheln bedeckt war. Vielleicht mag sich auch in dieser Legende eine gewisse Erinnerung an die koptischen Reiterheiligen erhalten haben. Der wissenschaftliche Name der Pilgermuschel lautet *pecten jacobaeus*.*

Auch auf dem Gebiet der Architektur gibt es Verbindungen. Der Grundriß der Arcadiusbasilika in der Menasstadt hat eine auffallende Ähnlichkeit mit dem der Kathedrale von Santiago. In Ägypten wurde im 5. Jhd. hier zum ersten Mal ein dreischiffiges Langhaus mit einem dreischiffigen, weit vorspringenden Querhaus verbunden, der ideale Grundriß einer Pilgerkirche, die nicht nur zeitweise große Menschenmassen aufnehmen hatte, sondern ihnen auch einen liturgischen Umgang ermöglichen mußte; wir finden diesen Grundriß an den großen Märtyrerkirchen der Pilgerstraßen in Frankreich und Spanien, so in St.-Martin in Tours, St.-Sernin in Toulouse, St.-Remi in Reims, St.-Martial in Limoges, Ste.-Foy in Conques, um die bedeutendsten zu nennen.

In der Jakobuskirche in Jerusalem verehrt man die Stätte der Hinrichtung von Jakobus d. Ae. wie auch das Grab und den Bischofsstuhl von Jakobus, dem ersten Bischof. Diese Kirche wurde im 12. Jhd. errichtet und zwar an der Stelle eines Menasheiligtums, das hier seit dem 5. Jhd. bestanden hatte. Noch heute findet man neben der Kapelle des Jakobus an der linken Schiffswand eine andere, die Menas geweiht ist. Auch zeigt man in einem Pfeiler der Kirche einen Stein von Sinai. Es dürfte nicht ohne Bedeutung sein, daß man in dieser Kirche, der einzigen Erinnerungsstätte an Jakobus d. Ae. in Jerusalem, Jakobus- und Menaskult vereinte und die Gläubigen auf den Sinai verwies.

*Die drei Persönlichkeiten mit dem Namen Jakobus (1. Jakobus d. Ae., Sohn des Zebedäus und Bruder von Johannes Ev., 2. Jakobus d. J., Sohn des Alphäus, 3. Jakobus, der Bruder Christi, erster Bischof von Jerusalem), die im Neuen Testament erwähnt werden, wurden schon seit früher Zeit oft verwechselt. Die volkstümliche Redensart „der wahre Jakob“ ist zweifellos noch eine Erinnerung an die Unklarheit, die bei den Pilgern entstehen mußte, wenn sie auf dem Weg nach Santiago ein zweites Grab in Toulouse antrafen. Vielleicht steht auch das alte Kinderspiel „Jakob, wo bist Du?“ in Zusammenhang mit der Frage.*

*Will man annehmen, daß die Verwechslung der drei Jakobuspersönlichkeiten schon in den ersten Jahrhunderten begann, wäre mit allem Vorbehalt auch auf das Bestehen einer Jakobustradition in Ägypten hinzuweisen, wie sie in den Manuskripten von Nag Hamadi angedeutet wird, die Ende des 4. oder Anfang des 5. Jhdts. entstanden sein dürften. In dem sogenannten Evangelium des Thomas erscheint Jakobus als der von Christus eingesetzte Nachfolger. Natürlich ist damit der erste Bischof und Bruder Christi gemeint, man könnte aber unterstellen, daß hier vielleicht schon durch Verwechslungen der erste Grund zu den späteren Ansprüchen Santiagos auf Unabhängigkeit von Rom zu suchen ist.*

Der Weg der Reliquien von Jerusalem nach Santiago könnte also, wenn sich solche Beobachtungen wie die angedeuteten weiter bestätigen lassen, über den Sinai und die Menasstadt geführt haben. Als Zeit der Überführung nach Spanien kann in diesem Sinne am wahrscheinlichsten das frühe 9. Jhd. gelten, also kurz vor dem Bau der ersten Kirche unter Alfonso II. in Santiago.

*Für ein früheres Datum der Translation, also vor der islamischen Überflutung Spaniens, spricht zunächst die Tatsache, daß es auf den britischen Inseln und auch in Frankreich und Spanien schon im 7. und 8. Jhd. einen Jakobuskult gab; der Apostel war Patron zahlreicher Kirchen, und an mehreren Orten wurden auch Reliquien verehrt. Ein solcher Kult kann die Folge einer Reliquienübertragung sein, ebenso umgekehrt den Anlaß zu einer Translation bilden. Wenn man daher die Möglichkeit einbeziehen will, daß die Gebeine des Heiligen damals im koptischen Raum beigesetzt waren, wird man gleichzeitig zugeben müssen, daß dann in den koptischen Klöstern in Irland der Ausgangspunkt dieses frühen Kultes zu vermuten ist. Von irisich-koptischen Mönchen könnten die Voraussetzungen geschaffen worden sein, unter denen Beatus von Liebana den asturischen Königshof für die aktive Verehrung des Apostels gewinnen konnte. Wenn der starke Wunsch einmal bestand, die Reliquien bzw. den Corpus im eigenen Land verehren zu können, wäre eine Translation die natürliche Folge. Und erst nachdem Jakobus damit Heimatrecht in Spanien bekommen hatte, konnte man in ihm den Nationalheiligen und Kämpfer gegen den Landesfeind sehen. Die Tatsache eines frühen Jakobuskultes braucht jedenfalls der Annahme eines späten Datums für die Translation nicht zu widersprechen. Der tatsächliche Vorgang kann wohl erst erkannt werden, wenn neue Erkenntnisse vorliegen, sei es durch Grabungen wie*

in Santiago und in der Menasstadt, sei es durch das Auffinden und die Auswertung schriftlicher Urkunden wie beispielsweise in der Bibliothek des Katharinenklosters.

Dr. VERA FRIEDERIKE HELL

## DIE WALLFAHRT NACH SANTIAGO DE COMPOSTELA

Wenn wir in einem Heft der Karawane, das der Ostkirche gewidmet ist, auf den Jakobuskult und die Wallfahrt nach Santiago eingehen; so deshalb, weil wir es hier mit einer Sonderform der abendländischen Kirche zu tun haben, in der Einflüsse der Koptischen Kirche deutlich werden.

In Betonung der kirchlichen Führerstellung des Apostels Jakobus nennt sich Rudesindus, der Bischof von Santiago, im Jahre 974 feierlich „Bischof des Apostolischen Stuhles“ (Episcopus sedis apostolicae), eine Bezeichnung, die sonst nur von Rom angewandt wurde. Erst 1049 erfolgt die päpstliche Reaktion, als Papst Leo IX. auf der Synode von Reims den Bischof von Compostela wegen der Führung dieses Titels exkommuniziert. Trotzdem wird noch im Jahre 1088 dieser Titel verwendet, wenn auch 1078 in Spanien die allgemeine römische Liturgie an Stelle des mozarabischen oder Toledaner Ritus getreten ist (der sich vereinzelt noch heute erhalten hat).

Schon in der Frühzeit kam orthodoxes Gedankengut in das westliche Europa. Hier sei vor allem an Athanasius und die koptischen Klöster in Irland verwiesen. Im 4. Jhdt. lebte Athanasius, der ehemalige Bischof von Alexandria, der auch der „Vater der Orthodoxie“ und die „Säule der Kirche“ genannt wurde, auf Veranlassung Kaiser Konstantins für über 10 Jahre im Exil am kaiserlichen Hof von Trier. Die jüngsten Forschungen haben gezeigt, daß unter seinem Einfluß Klöster in Gallien gegründet wurden. Auch dürfte er der Verfasser der Lebensbeschreibung des hl. Antonius d. Gr. gewesen sein und auch dadurch das klösterliche Leben propagiert haben.

Im 5. Jhdt. gründeten koptische Mönche Klöster in Irland, die zum Ausgangspunkt für weitere Klostergründungen in Irland und Schottland wurden. Iroschottische Mönche waren es wiederum, die eine ausgedehnte Missionstätigkeit im heutigen



Santiago de Compostela, Südportal der Jakobuskirche  
(Tor der Silberschmiede)

Frankreich, in der Schweiz, in Österreich und in Süddeutschland betrieben. Britische Flüchtlinge setzen sich im 6. Jhd. nach Nordspanien ab, — in ihrem Siedlungsgebiet finden sich einige der ältesten Jakobuskirchen in Spanien. Und dort, im Nordwesten Spaniens, liegt die Provinz Galicien, deren Hauptstadt Santiago de Compostela für über tausend Jahre das Wallfahrtsziel von Millionen von Pilgern war, die hier das Grab des hl. Jakobus aufsuchten. Dieser Ort, der uns heute kaum noch bekannt ist, machte im Mittelalter Rom und Jerusalem den Ruhm streitig, der bedeutendste Wallfahrtsort der Erde zu sein. Die Bedeutung dieser Pilgerbewegung nach dem „westlichen Jerusalem“ ist unserem heutigen historischen Bewußtsein nicht mehr gegenwärtig, wenn sie auch von wissenschaftlicher und kirchlicher Seite gelegentlich gewürdigt wird. Hier ist zum ersten Mal und in einer überwältigenden Form der Begriff einer europäischen Gemeinschaft entstanden, um die sich Europa heute noch vergeblich bemüht.

Zwischen 812 und 830 wurden bei Iria Flavia, dem späteren Santiago (Sant' Jago = Heiliger Jakobus), die Gebeine des Jakobus entdeckt. Möglicherweise waren diese Reliquien bei der Flucht der Christen vor den immer weiter nach Norden vordringenden Mauren in die kleine Marienkirche von Iria gekommen. Im 7. und 8. Jahrhundert haben wir nur geringe Zeugnisse, die von einer Verehrung des Apostels Jakobus in Spanien berichten, aber in dieser Zeit wurden byzantinische Werke verbreitet, in denen den Aposteln bestimmte Gebiete als Wirkungsstätte ihrer Missionstätigkeit zugewiesen wurden. Man nimmt an, daß es der asturische Mönch Beatus von Liébana war, der als erster Jakobus den Älteren in persönliche Beziehung zu Spanien setzte und für diese Vorstellung den asturischen Königshof gewann. Unter Alfonso II. (791—842) wird Jakobus zum ersten Mal als Landespatron bezeichnet. Die Legende, die genau berichtet, daß der Apostel vor seinem Tode in Jerusalem (44), zwei Jahre in Spanien gewesen sei, ist erst späteren Ursprungs, ebenso diejenige, die erzählt, daß seine Jünger den Leichnam in ein steuerloses Schiff gelegt hätten, das in Padrón, unweit von Santiago an Land getrieben wäre. Historisch gesichert ist, daß der Apostel in Jerusalem den Märtyrertod erlitt und dort begraben wurde. Ferner gibt es Hinweise, daß sein Grab in Jerusalem besucht und verehrt wurde und daß später der Kaiser Justinian seine Gebeine den Mönchen des Katharinenklosters auf dem Sinai schenkte. Wann aber die Translation nach Spanien stattfand, und ob sie direkt nach Santiago führte oder ob es Zwischenstationen gab, diese



Winnenden, Schloßkirche

Holzrelief Anfang 16. Jh. Links: „Martyrium des Jakobus“.

Rechts: „Jünger legen den Leichnam des Heiligen  
in ein führerloses Boot“.

Fragen sind bis heute ungeklärt. Auch die neuesten Ausgrabungen unter der Jakobuskirche haben in diesem Punkt bislang noch keine Klarheit schaffen können.

Hoffen wir, daß die Spaten der Archäologen im Laufe der kommenden Arbeiten hier, im wahrsten Sinne des Wortes, neue Ausblicke eröffnen und dadurch gemeinsam mit den Ergebnissen literarischer Forschungen Licht ins Dunkel vergangener Jahrhunderte bringen.

Die ersten schriftlichen Nachrichten über Santiagopilger stammen merkwürdigerweise von einem arabischen Reisenden mit dem Namen Ibn Dihay; er berichtet, daß im Jahre 844 normannische Pilger in Santiago gewesen wären. 850 werden Friesen erwähnt. Der Pilgerstrom nimmt im 11. und 12. Jahr-

hundert unvorstellbare Ausmaße an, wir wissen von zahlreichen bedeutenden Persönlichkeiten des weltlichen und geistlichen Standes, die die Fahrt unternahmen. Da der Weg immerhin leichter war als nach Jerusalem und im Laufe der Zeit mit zahlreichen Unterkunftsmöglichkeiten ausgestattet wurde, war er praktisch für jedermann möglich, sodaß neben den Rittern, Bischöfen und Fürsten auch die große Zahl der Armen dieses Ziel wählten und die Bezeichnung „Wallfahrt des kleinen Mannes“ zweifellos zu Recht bestand. Eine Wallfahrt hatte für den mittelalterlichen Menschen, — seinem Wunsch nach unmittelbarem Teilhaben an den Geschehnissen, von denen die Bibel berichtet, seinem Wunderglauben, — einen noch konkreteren Hintergrund als für den modernen Wallfahrer. Es gab die Bitt-, die Dank- und die Sühnewallfahrt, die auch von kirchlichen und weltlichen Gerichten verhängt werden konnte. Eine besonders strenge Form stellte die sogenannte Nacktwallfahrt dar. Um die Reise beginnen zu können, brauchte man die Genehmigung der weltlichen und geistlichen Obrigkeit. Die deutschen



(Nach Guide Michelin, vereinfacht von A. Holzwarth)

Santiago, Jakobuskirche, Trumeaupfeiler mit der Statue des Jakobus. Die Pilger legen die 5 Finger ihrer rechten Hand in Vertiefungen am Pfeiler, um, der Legende nach, die Kirche in die exakte Orientierung zu drehen. ▶



Pilger trafen sich meist in Einsiedeln, der Sammelstation der Oberstraße, oder in Aachen, der der Unterstraße. Schriftliche Reiseführer gaben die genauen Tagesstrecken an, größere Gruppen wurden von berufsmäßigen Führern begleitet. Die Wallfahrt dauerte etwa ein Jahr, und als Zeichen, daß man Santiago erreicht hatte, kaufte man dort am Brunnen vor dem Nordportal der Kirche eine Muschel, die noch heute den Namen Pilgermuschel (*pecten jacobaeus*) trägt,— um sie an Hut oder Brotbeutel zu befestigen.

Im Laufe der Zeit entstanden besondere Straßen, auf denen der Hauptstrom der Pilger entlang zog. In Frankreich lassen sich vier große Wege erkennen, von denen drei in dem kleinen Ort Ostabat am Fuße der Pyrenäen zusammentrafen, um dann gemeinsam über den Paß von Roncesvalles zu führen, während die südlichste Straße über den Paß von Somport nach Spanien gelangte. Beide vereinigten sich dann vor einer Brücke in Puente la Reina und führten als der große camino francés nun über Burgos und Léon nach Santiago. Die politische Bedeutung der Pilgerzüge bestand darin, daß sie die nördliche, christliche Bastion in Spanien verstärkten und verteidigten. Der fortwährende Pilgerstrom schuf eine Barriere, die man noch weiter stärkte, indem man den „Franken“ günstige Ansiedlungsmöglichkeiten bot. Eine ganze Reihe von Orten heißen heute noch Villafranca. Ferner wurde der Orden der Santiagoritter gegründet, dessen Aufgabe es war, die Grenze gegen die Mauren mit Waffengewalt zu verteidigen.

Dieser Pilgerbewegung ist es mit zu verdanken, daß Europa nicht von den Mauren erobert wurde, standen die islamischen Truppen doch 732 schon im Herzen Frankreichs, bis sie bei Tours und Poitiers von Karl Martell besiegt wurden. Im Namen von Jakobus ging die „Reconquista“, die Wiedereroberung Spaniens vor sich; und als 1492 Spanien befreit war, wurde im Namen von Jakobus Südamerika christianisiert. Die zahlreichen Städte und Provinzen, die nach spanischem Vorbild Santiago getauft wurden, sind uns heute teilweise geläufiger als die Mutterstadt.

An den Pilgerstraßen entstanden Kirchen, Klöster und Hospitäler. Die Kirchen wurden — besonders im 11. Jahrhundert — mit Reliquien ausgestattet, und es galt als lobenswert, wenn der Pilger alle diese Stätten aufsuchte. In einigen Kirchen zeigte man die Gräber der Missionare, die Frankreich christianisiert hatten, in anderen wiederum waren es wunder-

# INCIPIT LIBER. IIII. SANCTI JACOBI APTOLICUS.

ARGUMENTO BEATI CALIXTI PP.

**S**inceritas apostolice lectore nostris uoluminibus; requiratur in huius codicis serie. amputato esturacionis serupulo secure intelligatur; Que enim in eo scribitur. multi ad huc uiuentel uera est restantora;

Capitulum. i. De uno sancti iacobi; folio. c. le. iii

Capitulum. ii. De dietis apostolici itineris; folio. c. le. iii

Capitulum. iii. De nominibus uillarum itineris eius; folio. c. le. iii

Capitulum. iiii. De tribus bonis edibus mundi; folio. c. le. iii

Capitulum. v. De nominibus marum sancti iacobi; folio. c. le. iii

Capitulum. vi. De amaris in dulcibus aquis itineris eius; folio. c. le. iii

Capitulum. vii. De quantitatibus terrarum & generum itineris eius; folio. c. le. v

Capitulum. viiii. De scancto corpore requirendis in itineris eius & depositi; folio. c. le. vii

Capitulum. ix. De quantitate ciuitatis & ecclesie sancti iacobi; folio. c. le. vii

Capitulum. x. De discrecione oblationum altaris sancti iacobi; folio. c. le. vii

Capitulum. xi. De pergrinis sancti iacobi digne recipiendis; folio. c. le. vii

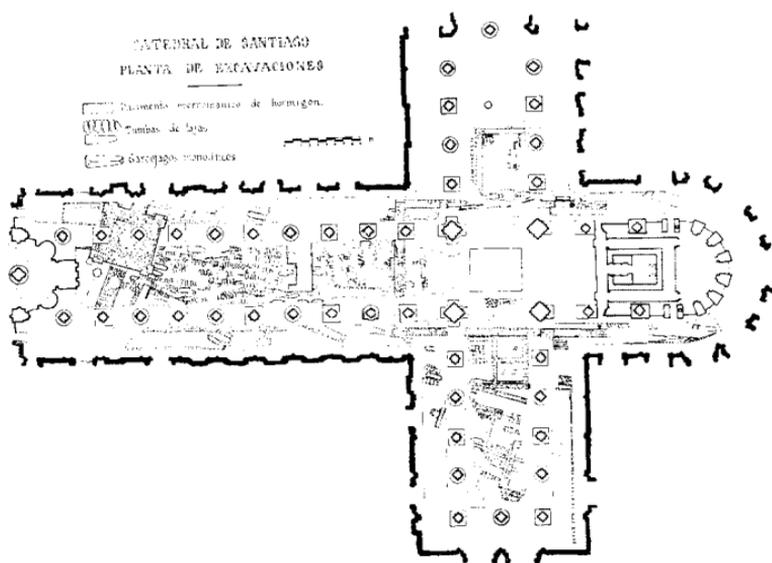
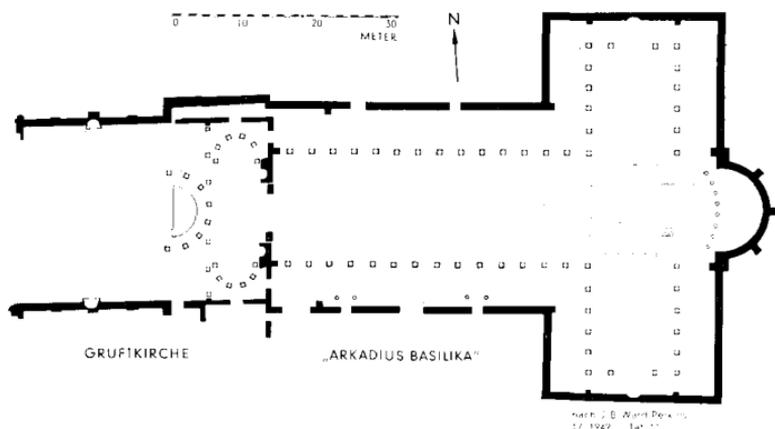
Capitulum. i.

**V**ATVORUM sic sunt que ad scanctum iacobum tendentes in unum ad portum regine. in horis yspanie coadunantur; Alia per scanctum eadiv. & montem pessulanum. & tholosam. & portus aspi tendit. alia per scanctam maria podii. & scanctam fidem coquis. et scanctum petrum de moysacco moedit. alia per scanctam maria mada lensa viziliaco. & scanctum leonardum lemoicensem. & urbem peratgoricensem pergit. Alia per scanctam anarcisva tyronensem. & scanctum ylarum pertrauen sem. & scanctum iohem angliacensem. & scanctum eutropium scanctonensem. & urbem burdegalensem uadit; Illa que per scanctam



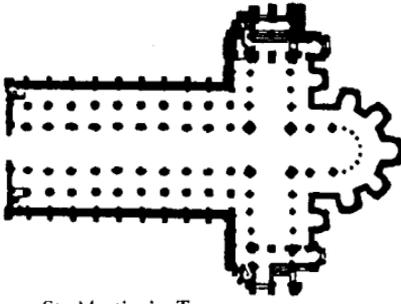
Pilgerführer. 1. Hälfte 12. Jahrhundert: 1 Seite mit Inhaltsverzeichnis (Bibliothek der Kathedrale von Santiago)

tätige Marienbilder und Kruzifixe. In den Klöstern und Hospitälern fanden die Pilger Unterkunft und Verpflegung; dabei war die Dauer des Aufenthaltes für Gesunde genau festgelegt. Während die Aufnahme für die Armen unentgeltlich war, erwartete man, daß sich die Reichen durch Gaben erkenntlich zeigten. Die Stiftungen waren bald so groß, daß vielerorts prunkvolle Kirchenneubauten entstanden, von denen sich ein großer Teil bis in unsere Zeit erhalten hat. Mit den Pilgern

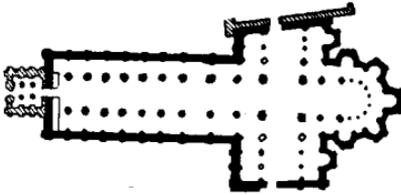


Zu den Grundrissen auf Seite 74 und 75:

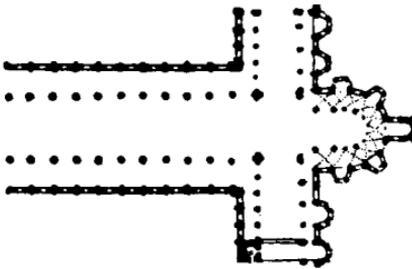
Ein Vergleich der Grundrisse der Arkadiusbasilika der Menasstadt in Ägypten mit der Kathedrale von Santiago de Compostela ergibt interessante Ähnlichkeiten, die sich sogar weiterverfolgen lassen an einer ganzen Reihe von Kirchen längs der Straßen der Jakobuswallfahrt in Frankreich



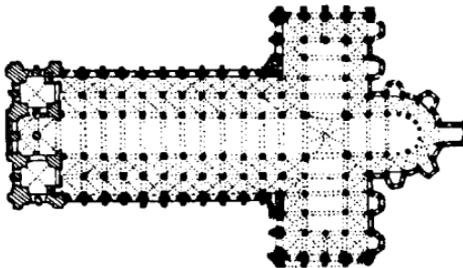
St. Martin in Tours



St. Martial in Limoges



St. Rémy in Reims



St. Germain in Toulouse

zogen auch die Bauhandwerker von Kloster zu Kloster; in einigen Fällen können wir ihren Weg mittels ihrer Signaturen verfolgen, meistens sind wir allerdings auf die Methode der kunsthistorischen Stilkritik angewiesen. Aber auch bestimmte Lieder und Legenden wurden von den Pilgern weitergetragen, vor allen die Sage von Roland, der im Kampf gegen die Sarazenen (in Wirklichkeit waren es wohl die Basken) den Tod fand. Die Legende verschmilzt die Jakobuslegende und die Rolandsage.

In der „Vita Caroli“ (dem sogenannten Pseudo-Turpin, der das vierte Buch des Codex Calixtinus darstellt), die möglicherweise anlässlich der Heiligsprechung Karls des Großen 1165 geschrieben wurde, tritt der Kaiser als erster die Wallfahrt nach Santiago an. Auf dem Aachener Karlsschrein und im Calixtus-Codex, der in der Bibliothek in Santiago aufbewahrt wird, ist dargestellt, wie er dem Stern folgt, der ihn zum Grabe des Apostels führt. Es nimmt daher nicht wunder, wenn auf dem Pilgerweg immer wieder Hinweise auf die Rolandslegende auftreten. So wurde in Blaye das Grab Rolands verehrt, man zeigte es aber auch auf der Paßhöhe von Roncesvalles und nur wenige Kilometer davon entfernt in der Heiliggeistkapelle des Klosters. Man hat nachweisen können, daß es vor allem die Augustinermönche waren, die die Verbreitung der Rolandsage förderten.

Wenn wir heute diesen Pilgerstraßen nachfahren, so macht dies in Frankreich verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten, wenn auch die Straßen oft durch schwieriges Gelände führen. Viele der bedeutendsten Kirchen sind in den Religionskriegen oder in der französischen Revolution zerstört worden, dafür haben sich andere an abgelegenen Orten gut erhalten. Die Verfolgung des spanischen Pilgerweges ist mühsamer, da die modernen Straßen oft einen anderen Verlauf nehmen. Man kann an der atlantischen Küste entlang fahren, wo die ersten Pilger zogen, oder den weiter im Land liegenden Hauptweg wählen, der beim Zurückweichen der Mauren nach Süden entstand, die Straße der Königin oder der camino francés. Selbst wenn keine baulichen Erinnerungen mehr vorhanden sind, so läßt sich an Ortsnamen mit Zusätzen wie Calzada (Straße), Camino (Weg), Hospitalet der Lauf der alten Pilgerstraße erkennen. Die nordspanische Landschaft ist gebirgig, mit zahlreichen breiten, oftmals reißenden Flüssen, und man kann gut verstehen, daß der große Straßenbauer Domingo, dem wesentliche Teile der camino francés zu verdanken sind, heilig gesprochen wurde. Um seine Grabkirche entstand die heutige

kleine Stadt Santo Domingo de la Calzada. Von dem Monte del Gozo aus — dem Hügel der Freude — erblickte der Pilger zum ersten Mal die drei Türme der Jakobuskirche von Santiago. Derjenige, der sie zuerst entdeckt hatte, erhielt den Ehrennamen „Pilgerkönig“, den er auf seine Kinder vererben konnte. Viele französische und spanische Familiennamen die auf Roi, Roy, Rey lauten, haben hier ihren Ursprung.

Die prunkvolle und in ihrer Art großartige Barockfassade der Jakobuskirche wird den heutigen Besucher zuerst enttäuschen, hatte er doch hier unbewußt den Höhepunkt der romanischen Kunst erwartet. Aber hinter der barocken Ummantelung verbirgt sich der Kirchenbau des 11. und 12. Jahrhunderts. Durch den Portico de la Gloria, wohl die großartigste Portalanlage der romanischen Kunst, die Spanien aufzuweisen hat, betritt man die dreischiffige Kirche.

Auf dem Trumeaupfeiler thront Jakobus, christusähnlich, mit der Schriftrolle und dem Pilgerstab in der Hand. In der Capilla Mayor umschließt ein silberner Schrein die große sitzende Statue des Apostels, sie stellt das eigentliche Wallfahrtsbild dar. Die stark übermalte Plastik könnte im 12. Jahrhundert entstanden sein oder auf ein Vorbild aus dieser Zeit zurückgehen. Eine kostbare Pelerine aus Silber mit Perlen und Edelsteinen verziert, verdeckt seit 1765 den Körper der Gestalt fast vollständig. Die Reliquien des Heiligen werden in der Krypta in einem modernen silbernen Schrein aufbewahrt.

An der Ostseite der Kirche befindet sich die heilige Pforte, die nur in den heiligen Jahren geöffnet wird. Diese Jahre werden immer dann begangen, wenn der Jakobstag, der 25. Juli, auf einen Sonntag fällt. Das Recht hatte Papst Calixtus II. im Jahre 1124 der Kirche verliehen, während in Rom ein heiliges Jahr erst seit dem Jahre 1300 begangen wird. Das Südportal hat den Namen „Tor der Silberschmiede“, dort konnten sich die Pilger ein silbernes Jakobusabzeichen kaufen, das sie wie die Muschel an ihrem Hut befestigten. Noch heute befinden sich hier die Silberwarengeschäfte, in denen silberne Muscheln aller Größen angeboten werden, nur eine echte Muschel, wie man sich einst vor dem Nordportal erwarb, gibt es nicht mehr zu kaufen. Die Muschel kennzeichnete den Pilger auf seinem Heimweg und beschützte ihn, denn es galt als eine Todsünde, einen Pilger zu berauben oder gar zu töten.

Santiago ist heute eine recht bedeutende Universitätsstadt mit zahlreichen Klöstern, obwohl sie nicht wesentlich über den mittelalterlichen Bestand hinausgewachsen ist. Wohl hat die Barockzeit viele Gebäude „modernisiert“, aber die breiten

Straßen, die ganz im Gegensatz zu den anderen Städten Spaniens schon im Mittelalter mit großen, glatten Steinplatten belegt sind, erinnern an die Weltbedeutung der Wallfahrtsstadt. Wer dort geht, kann sich nicht dem Zauber der Erinnerung entziehen, und die große Zeit wird lebendig, in der sich in der Anbetung des siegbringenden Heiligen und in dem Kampf gegen die Ungläubigen eine abendländische Gemeinschaft bildete.

Auch heute pilgern wieder zahlreiche Menschen aus Europa und aus Südamerika nach Santiago, an erster Stelle natürlich die Spanier und Franzosen. Im Reiseführer des Liber Sancti Jacobi ist ein flandrisches Pilgerlied in lateinisch-flämischem Text aus dem 12. Jhd. überliefert. Ein Vers daraus lautet:

*Dein Galicien, Jakobus,  
dessen Ruhm zur Ehrenstraße  
macht den mühevollen Gang,  
es erbittet fromme Kräfte  
für der Pilgerscharen Sang:  
Herre Sank Jakobus!  
Sankt Jakobus, groß und gut!  
E ultreja, e suseja!  
Führ uns, Gott, in deiner Hut!  
Erster der Apostel,  
der zu Jerusalem  
für den Glauben starb,  
ehrentvoll Jakobus  
Heiligkeit erwarb!*

## Berührungen und Fernwirkungen ägyptischen Christentums im Rheinland

Hier sollte ein Original-Beitrag über den Einfluß aller Ostkirchen auf das frühe Christentum Mitteleuropas stehen — im letzten Augenblick war Dr. Kempf leider dienstlich verhindert, den Beitrag abzuschließen. Er gab uns statt dessen diesen Aufsatz, der zuvor im Katalog zur Ausstellung „Koptische Kunst“ des Vereins Villa Hügel e. V. in Essen erschienen war. Wir hoffen eine Darstellung des Gesamtthemas in einem späteren Heft nachholen zu können.

Es war für das römische Rheinland ein bedeutungsvolles Ereignis, als *Athanasius*, „der berühmteste der alexandrinischen Bischöfe, eine der markantesten Persönlichkeiten der alten Kirchengeschichte“<sup>1)</sup>, in der Kaiserstadt an der Mosel eintraf, wohin ihn Konstantin am 7. November 335 unmittelbar von Konstantinopel aus verbannt hatte. Es war eine noble Verbannung, eher ein Sicherungsverwahr gegen die massiven Nachstellungen der Arianer, die sich am Kaiserhof im Osten durchgesetzt hatten. In Trier, der Residenz des jüngeren Konstantin (324—340), ehrenvoll aufgenommen, fand Athanasius in dem kraftvollen Bischof Maximin einen streitbaren Gesinnungsgenossen und in dem Presbyter Paulinus einen treuen und aufrichtigen Freund. Nach dem Tode Konstantins 337 von Konstantin II. nach Alexandrien zurückgeschickt, besuchte Athanasius während seines zweiten Exils noch zweimal Trier: 342 vor der Synode von Serdica, um Ossius von Cordoba zu treffen, und Ostern 346, um mit Kaiser Konstans zu verhandeln.

Es ist von historischer Tragweite, daß in der Person eines seiner bedeutendsten Vertreter ägyptisches Christentum mit einer christlichen Gemeinde des Rheinlandes in Verbindung kam und freundschaftliche Beziehungen geknüpft wurden, deren Spuren trotz spärlicher Überlieferung uns heute noch erkennbar sind.

Hans Lietzmann macht in seiner Geschichte der alten Kirche bei der Behandlung des Osterfastens darauf aufmerksam: „Im Laufe des dritten Jahrhunderts wurde es in Syrien und in Ägypten Sitte, die ganze Karwoche hindurch zu fasten, und noch Athanasius hält es in den ersten Jahren seiner Regierung nicht anders. Aber als Verbannter in Trier lernt er die abendländische Sitte eines vierzigtagigen Osterfastens kennen und führt sie im Jahre 337 in Ägypten ein; die uns erhaltenen

österlichen Hirtenbriefe lassen uns die Zeit mit Genauigkeit festlegen, und wir haben zum Überfluß noch das Schreiben erhalten, in dem Athanasius seinen Freund Serapion von Thmuis bittet, für die Einführung dieser neuen Fastensitte persönlich wirken zu wollen.“<sup>2)</sup>

Aber die Beeinflussung ist gegenseitig. Bei der Geschichte der Einführung des Weihnachts- und Epiphaniestes findet Hans Lietzmann eine einfache Erklärung des anscheinend überaus verwickelten Tatbestandes: „Die Epiphanie des 6. Januar ist das orientalische Geburtsfest des Heilandes, das — vielleicht Anfang des 4. Jahrhunderts — in Ägypten aufkam und sich von dort aus auf dem Weg über Jerusalem schnell im Osten verbreitete. Um dieselbe Zeit entstand in Rom das Weihnachtsfest des 25. Dezember, gleichfalls als Geburtsfest Christi. Es wurde in Afrika, wo der römische Einfluß von jeher am stärksten gewesen ist, sofort übernommen, hat aber in den übrigen Kirchen des Westens nur langsam Aufnahme gefunden. Dort war nämlich von Gallien aus die Epiphanie verbreitet worden und hatte ihren festen Platz errungen, ehe das Weihnachtsfest sich mit seinem Anspruch meldete. Die Frage, wie denn Epiphanie nach Gallien gekommen sein mag, ohne Rom zu berühren, läßt sich durch eine naheliegende Vermutung beantworten: Athanasius wird 336 bei seiner Verbannung nach Trier der dortigen Kirche von seinem heimatlichen Fest erzählt und seine Einführung empfohlen haben.“<sup>3)</sup>

Doch nicht nur liturgisches Brauchtum wurde bei dieser Begegnung ägyptischen und rheinischen Christentums in Trier ausgetauscht. Athanasius ist Führer der antiarianischen Partei und weiß sich die treue Gefolgschaft der Kirchen am Rhein und in Gallien zu sichern, die er geschickt in den schweren Kämpfen mit seinen Gegnern im Osten ausspielt. Im Exil in Trier entstehen, wie Eduard Schwartz nachweist<sup>4)</sup>, die *Oratio contra gentes* und die *Oratio de incarnatione Verbi*, die ein zusammengehöriges Ganzes bilden und einen tiefen Einblick in die selbständige, klassisch formulierte Theologie des Verfassers vermitteln. Da Athanasius eingehend die Nichtigkeit der heidnischen Kulte behandelt, wäre es für die Geschichte der altchristlichen Bischofsstadt Trier von aufschlußreicher Bedeutung, wenn sich tatsächlich nachweisen ließe, daß während des Aufenthaltes des alexandrinischen Bischofs der große Tempelbezirk im Altbachtal südlich der Kaiserthermen eine erste Zerstörungswelle erlitten hätte<sup>5)</sup>.

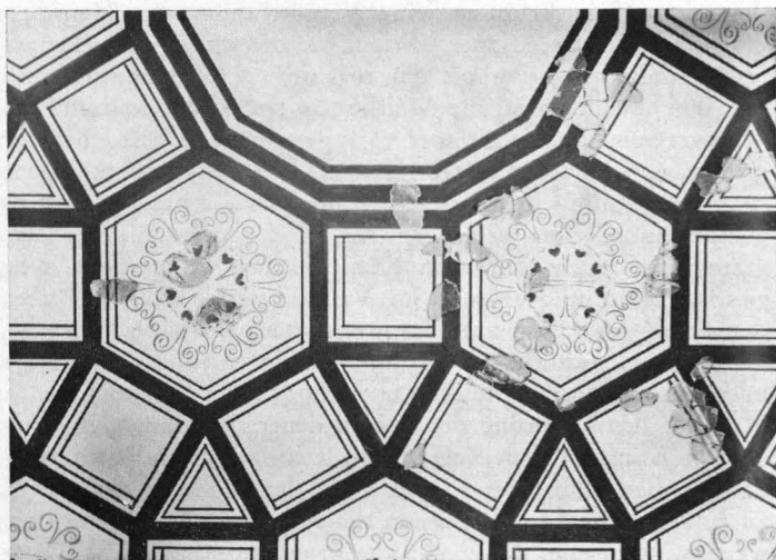
Jedenfalls muß der redegewandte Ägypter in der Kaiserresidenz des Westens, deren gebildete Oberschicht durchaus des

Griechischen mächtig war<sup>6)</sup>, schon durch den Zauber seiner Persönlichkeit außerordentlich gewirkt haben<sup>7)</sup>. Die Eigenart christlicher Orthodoxie, wie sie Athanasius in der ägyptischen Kirche ererbt hatte, kennzeichnet ein Primat des Glaubens vor der Vernunft. Entscheidend für seine theologische Erkenntnis ist die göttliche Offenbarung, die er mit spekulativer Schärfe und Klarheit durchdringt. Seine Theologie ist soteriologisch im Gegensatz zur kosmologischen der Arianer; die Inkarnation bringt die seinsmäßige Erlösung, eine Vergöttlichung des Menschen und nicht, wie die Arianer lehrten, nur die wahre Gotterkenntnis<sup>8)</sup>. Athanasius bekämpft den arianischen Rationalismus und mit ihm die hellenistische Weltkultur und deren verbindliche Weltweisheit, der die Arianer verfallen waren. Er ist einer der großen, entschiedenen Wegbereiter einer neuen Geistigkeit, der später Augustinus in seiner Schrift von der Civitas Dei im Gegensatz zur Civitas terrena ein für Jahrhunderte gültiges Programm aufstellen sollte. Im Künstlerischen findet diese neue geistige Haltung Ausdruck im Verzicht auf klassische Pflege der Form, im Hang zum Improvisierten, in der Verkümmern der menschlichen Figur und in der meditativen Pflege unerhört reichen, an Motiven unerschöpflichen Ornamentes.

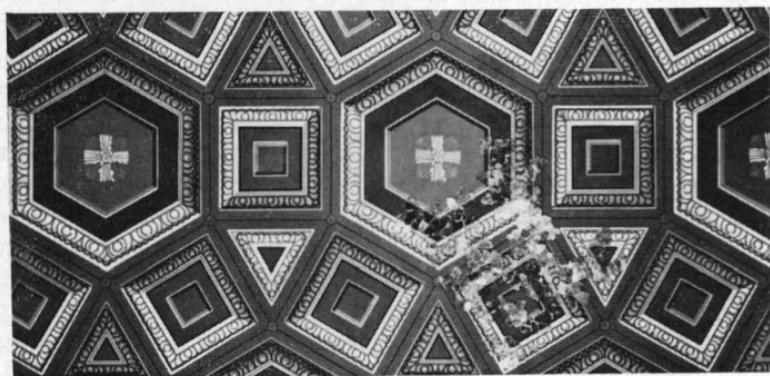
Man hat den Ursprung der verschiedenen Stilprägungen spätantiker Kunst in dem Zerfall der Reichskunst und dem Wiedererwachen nationaler Eigenart bei den Völkern des Ostens zu finden geglaubt. Aber wenn die Folgen als Ursache erklärt werden, kann man das eigentliche Problem nicht sehen. Künstlerischer Umbruch setzt einen Wandel der geistigen Struktur voraus, der sich in der spätantiken christlichen Welt in den Auseinandersetzungen um den richtig formulierten Glauben vollzieht. Für den modernen Menschen ist die außerordentliche Aktualität und die alle Lebensbereiche erfassende Dynamik dieser Glaubenskämpfe unvorstellbar, und infolgedessen blieben auch ihre Auswirkungen in der Symbolsprache und in der Kunst noch wenig untersucht.

In Trier läßt sich in der Ausstattung der christlichen Bischofskirche ein nicht zu übersehender Stilwandel nachweisen, der zeitlich mit dem Wirken des Athanasius im Westen (336—346) zusammenfällt. Die unter der frühchristlichen Kultanlage im Dom gefundene konstantinische Deckenmalerei, entstanden etwa 320—326, zeigt eine letzte Phase hellenistischer Kunst, die ebenfalls in der ersten Ausstattung der auf der niedergelegten Palastanlage errichteten christlichen Basilika noch zur Geltung kommt<sup>9)</sup>. Die im Chor der Liebfrauenkirche neben dem Dom aufgefundenen Reste der Deckenmalerei aus der konstan-

tinischen Südkirche, entstanden nach 326, entsprechen in Technik, geometrischer Aufteilung und farblicher Gestaltung den Deckenmalereien aus der Palastanlage. Anders die Deckenmalereien aus dem nach 340 zwischen Nord- und Südkirche errichteten Baptisterium. Die aus dem Trümmerschutt eines Kanals geborgenen Reste erlauben eine zuverlässige Rekonstruktion. Die geometrische Aufteilung, wieder Sechsecke mit



Trier, konstantinische Südkirche (heute Liebfrauen), Deckenmalerei über dem Presbyterium, nach 326



Trier, Baptisterium der Doppelkirchenanlage, Deckenmalerei nach 340.  
(Erstveröffentlichung)

anliegendem Quadrat und Dreieck, ist rein linear; der Malgrund ist nicht mehr rot und im Sechseckspiegel blau, sondern zeigt einheitlich ein mattes Weiß; in den Feldern sind zarte stilisierte Blumen gemalt als zurücktretendes, unauffälliges Detail. Die Sechsecke umrahmen wiederum ein großes Zwölfeck, dessen weißer Spiegel wahrscheinlich ein Kreuz oder ein Monogramm trug. Bei gleicher technischer Vollendung — die Qualität der stilisierten Blumenmotive ist hervorragend — zeigt sich ein Stilwandel, der in moderner Terminologie etwa folgendermaßen charakterisiert werden könnte: Die Deckenmalerei von 326 in der Südkirche entspricht naturalistischer Auffassung, die Malerei nach 340 im Baptisterium zeigt abstrakte Tendenzen. Die Anwendung dieser Terminologie auf Malerei des 4. Jhdts. ist sicher falsch, aber sie ermöglicht es, den stilistischen Gegensatz verständlich zu machen: Um 326 die von nachklingenden hellenistischen Traditionen geprägte, prunkvolle Hofkunst mit überreicher bunter Palette und raffinierter Verteilung von Licht und Schatten in illusionistischer Tiefenwirkung; nach 340 schlichte Aufteilung in strenger geometrischer Gliederung auf weißem Grund mit zarten, kaum sichtbar werdenden stilisierten Details. Ähnlich war auch der 340—350 errichtete Ostteil der Nordkirche mit der polygonalen Anlage ausgestattet, wie kürzlich unter dem Estrich der gratianischen Halle gefundene Malereireste nachweisen.

Während in Konstantinopel die arianische Hofpartei herrscht, ist der Kaiserhof in Trier antiarianisch und für Athanasius, besonders unter Kaiser Konstans, der nach der Synode von Serdica 343 seinem Bruder ein Handschreiben überbringen ließ, „das so eindrucksvoll war, daß sich die Kirchenpolitik des Konstantius von nun an allmählich änderte“ (Lietzmann)<sup>10</sup>.

Die Kerntruppe im Kampf gegen Arius und seine Anhänger waren für Athanasius die Mönche. Es ist schon viel über diese von Ägypten ihren Ausgang nehmende Bewegung des Mönchtums geschrieben und geforscht worden<sup>11</sup>. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Athanasius bei seinem Aufenthalt in Trier auch von dieser neuen Form christlicher Lebensgestaltung erzählt und ihre Übernahme im Abendland angeregt hat. Das ist nicht, wie Christian Courtois gemeint hat, „hypothèse toute gratuite“<sup>12</sup>, sondern die einzige zutreffende Erklärung für die Anfänge des Mönchtums im Westen.

Aus den Briefen des Hieronymus und der Kirchengeschichte des Sokrates erfahren wir, daß Athanasius 340 zu Beginn seines zweiten Exils in Begleitung zweier Mönche, Ammon und Isidor, in Rom eintraf und dort längere Zeit als Gast im Palast

einer Aristokratin Albina weilte. Deren Tochter Marzella hört von Athanasius Berichte über Antonius, Pachomius und die Klöster in der Thebais<sup>13)</sup>. 342 ist Athanasius in Mailand, in Trier und Serdica; 344—45 in Aquileja; 346 wieder in Trier und Rom<sup>14)</sup>. Nach Ägypten zurückgekehrt, schreibt Athanasius um 360 für seine Freunde im Westen die berühmte, für die christliche Hagiographie so folgenschwere Lebensbeschreibung des hl. Antonius, deren Beginn den Erfolg seiner Tätigkeit im zweiten Exil klar zum Ausdruck bringt: „Einen trefflichen Wettstreit habt Ihr mit den Mönchen in Ägypten begonnen, da Ihr Euch vornahmt, jenen gleich zu werden oder sie womöglich durch Eure Übung in der Tugend noch zu übertreffen; denn auch bei Euch gibt es jetzt Klöster, und der Name Mönch hat Geltung.“<sup>15)</sup>

Courtois meint, das erste sichere Datum für die Entwicklung des Mönchtums in Gallien sei die Gründung von Ligugé bei Poitiers um 360 durch Martin von Tours. Aber wo hat der in Steinamanger geborene und in Pavia erzogene Martinus das Mönchtum kennengelernt? Er ist wie Pachomius von Hause aus Soldat, ein Organisator und kein schöpferisch begabter Gründer, der zudem bei seinen Zeitgenossen als Bischof von Tours eine bescheidene Rolle gespielt hat<sup>16)</sup>. Im Orient ist Martinus nie gewesen. Es bleibt also nur die Zeit seines Militärdienstes in Gallien, der Belgica und am Rhein oder seine Wanderung durch Oberitalien, bevor er sich als Einsiedler auf die Insel Gallinaria zurückzog. Nur in einer Stadt des Westens kann deshalb Martin vom Mönchtum als dem neuen christlichen Lebensideal erfahren haben. Wenn die Chronologie der Martinsvita besser wäre und wir sichere Daten für die Dienstjahre des Martinus im römischen Heer besäßen, ließe sich vielleicht sogar ein gleichzeitiger Aufenthalt von Athanasius und Martinus in einer der Metropolen des Westens errechnen. Auf jeden Fall setzen die von Martin gegründeten Klöster ältere von Ägypten angelegte Mönchsgemeinschaften in Gallien oder Oberitalien voraus. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit bestand eine solche Gemeinschaft in Trier schon vor 360; sie dürfte zu den ersten „Mönchen in der Fremde“ gehört haben, an die Athanasius seine Lebensbeschreibung des hl. Antonius sandte und deren Leben eine Fernwirkung ersten Ranges haben sollte. Wir erfahren davon in der Erzählung des kaiserlichen Hofbeamten Ponticianus, die den Anstoß zur Bekehrung des hl. Antonius gab. In seinen Bekenntnissen<sup>17)</sup> berichtet Augustinus von dem Gespräch in Mailand, aus dem wir entnehmen, daß auch dort außerhalb der Stadt ein Kloster lag: „Gute Brüder bewohnten

es unter der Obhut des Ambrosius.“ Die Erzählung des Ponticianus ist für die von Ägypten ausgegangene geistige Bewegung so charakteristisch und aufschlußreich, daß sie durch keine Analyse und Kürzung ersetzt werden kann.

„So kam es, daß Ponticianus erzählte, er sei einst — ich weiß nicht wann — mit drei Freunden in Trier, als der Kaiser nachmittags den Zirkusspielen beiwohnte, in den an die Stadtmauer anstoßenden Gärten spazierengegangen; und während sie so miteinander, er mit einem anderen und ebenso die beiden anderen für sich, nach verschiedenen Richtungen sich getrennt hätten, seien jene beim Herumstreifen auf eine Hütte gestoßen, wo einige deiner Diener wohnten, ‚Arme im Geiste, derer das Himmelreich ist‘; und dort hätten sie ein Buch gefunden, darin das Leben des Antonius beschrieben war. Einer von ihnen begann es zu lesen; er ward von Bewunderung ergriffen, geriet in Glut und sann schon während des Lesens nach, wie er den Dienst dieser Welt verlassen, ein solches Leben einschlagen und dir dienen könne; sie gehörten aber zur Zahl der geheimen Kuriere. Von heiliger Liebe erfüllt, richtete der Jüngling plötzlich die Augen auf seinen Freund und sprach zu ihm: ‚Sage doch, ich bitte dich, was wollen wir mit all unseren Anstrengungen erlangen, was suchen wir? Weswegen stehen wir im kaiserlichen Dienst? Können wir am Hofe ein größeres Ziel erhoffen als die Freundschaft des Kaisers? Und ist nicht da alles hinfällig und gefahrdrohend? Folgt nicht jeder entschwundenen Gefahr eine größere? Wie lange dauert es, bis wir unser Ziel erreichen? Ein Freund Gottes aber kann ich, wenn ich will, augenblicklich werden.‘ So sprach er und heftete unruhig in den Geburtswehen seines neuen Lebens wiederum die Augen auf die Blätter und las. Sein Inneres wurde umgewandelt, und sein Geist löste sich, wie es sich bald zeigte, von der Welt. Denn während er las und die Wogen seines Herzens hochgingen, seufzte er bisweilen, unterschied vom Guten das Bessere und entschied sich dafür. Schon dein Diener, sagte er zu seinem Freunde: ‚Ich habe mich bereits von unserer irdischen Hoffnung losgerissen, habe beschlossen, Gott zu dienen, und damit fange ich in dieser Stunde und an diesem Orte an. Wenn du mir nicht folgen kannst, so hindere mich wenigstens nicht.‘ Der andere erwiderte, er wolle sein Gefährte bei diesem Kampfe sein, um dann auch den großen Lohn mit ihm zu teilen. Und nun gehörten beide dir und erbauten einen Turm des Heiles mit den geeigneten Mitteln, sie verließen all das Ihrige und folgten dir nach. Da kamen Ponticianus und der vierte, die auf anderen Wegen im Garten gewandelt, auf der Suche nach

ihnen an diesen Ort. Da sie sie fanden, baten sie, umzukehren, da sich der Tag schon geneigt habe. Aber jene erzählten ihren Entschluß und ihr Vorhaben und wie solcher Wille in ihnen entstanden und fest geworden sei, und baten sie, ihnen nicht hinderlich zu sein, wenn sie ihnen nicht folgen könnten. Die zwei aber blieben ganz und gar die gleichen, weinten zwar, wie Ponticianus erzählte, über sich und empfahlen sich unter innigen Glückwünschen ihren Gebeten, aber kehrten, ihr Herz auf der Erde schleppend, in den Palast zurück. Jene aber hefteten ihr Herz auf den Himmel und blieben in der Hütte. Diese beiden hatten Bräute, die auf die Kunde von dieser Sinnesänderung auch ihre Jungfräulichkeit dir weihten.“<sup>18)</sup>

Es ist für einen Trierer reizvoll, die spärlichen topographischen Angaben des Berichtes nachzuprüfen. Das in seinem Umfang noch unerforschte Palatium in Trier erstreckte sich auf der über der ältesten Stadt erhobenen Geländeterrasse vom Dom zu den Kaiserthermen. Weiter östlich wird mit guten Gründen der Zirkus vermutet, der bis zur Stadtmauer reichte. Die Gärten, in denen die den Hofdienst schwänzenden Beamten spazierengingen, lagen deshalb nordöstlich der Stadt. Die jungen Männer kamen also in die Gegend der späteren Abtei St. Maximin, wo sich mittelalterlicher Überlieferung nach der hl. Athanasius aufgehalten haben soll. Ausgrabungen haben ein villenähnliches Gebäude aus der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts nachgewiesen<sup>19)</sup>. Daß das Gelände schon in konstantinischer Zeit in den Besitz der Kirche gekommen war, beweisen die unter der späteren Abteikirche gelegenen Gräber der Bischöfe Agritius († um 330) und Maximinus († um 348). Aber gleich für welche klösterliche Niederlassung vor den Toren der Stadt der Bericht spricht, wir haben für die Zeit des Kaisers Gratian dort eine klösterliche Gemeinschaft, die nach dem Vorbild ägyptischer Mönche lebt und in die junge Männer aus der unmittelbaren Umgebung des Kaisers eintreten<sup>20)</sup>.

Dieser Zug zum „geistlichen Leben“ gerade in den oberen Schichten der Bevölkerung wird stärker mit der zunehmenden Bedrohung der Reichsgrenzen durch die Germanen. Als am Ende des 4. Jahrhunderts die Kaiserresidenz erst nach Mailand, dann nach Ravenna verlegt wird und die Präfektur einen neuen Sitz im sicheren Arles erhält, beginnen Teile der Bevölkerung, vor allem die Vornehmen, nach dem Süden abzuwandern. Ein bestimmter Kreis dieser Oberschicht findet sich am Anfang des 5. Jahrhunderts, als die ersten Zerstörungswellen über Nordgallien und die Kaiserstadt Trier hinwegfegen, im „Flüchtlingskloster“ Lerinum vor der französischen Riviera

wieder<sup>21)</sup>. Der Gründer, der hl. Honoratus, entstammt einer konsularischen Familie Nordgalliens, ebenso sein Verwandter und Nachfolger auf dem Bischofsstuhl in Arles, Hilarius. Dessen Schwager Lupus von Troyes stammt aus Toul an der Mosel, das zur Belgica prima gehört, deren Metropole Trier war. In diesen Kreis gehört auch Salvian von Marseille, der in Köln oder Trier geboren wurde und gleichfalls in Lerinum als Mönch weilte. Honoratus dürfte das Mönchtum nicht erst auf seiner um 400 unternommenen Pilgerfahrt im Orient entdeckt, sondern schon in seiner Heimat kennengelernt haben. Da Lerinum später die Makariusregel übernimmt, scheint auch die uns unbekanntere ursprüngliche Regel des Honoratus der Organisation ägyptischen Mönchtums entsprochen zu haben. Lerinum und die von dort gegründeten Klöster, besonders in Marseille, bleiben in ständiger Verbindung mit den Mönchen, Kirchen und der Kultur des Orients, aber auch die Beziehungen zu Nordgallien und dem Rhein reißen nicht ab. Ein Schüler des Lupus von Troyes, Severus, wird Bischof von Trier und ist nach späteren Quellen in der Germania prima als Missionar tätig<sup>22)</sup>. Die Berührungen ägyptischen Christentums durch Athanasius und seine Begleiter mit der jungen Christengemeinde in der Kaiserstadt Trier waren von einzigartiger Bedeutung für die Kirche des Rheinlandes und von ungeahnter Fernwirkung in der Geschichte des Abendlandes. Ihre Erforschung ist weiterhin der Wissenschaft, insbesondere der Archäologie und der Liturgiegeschichte, als Aufgabe gestellt.

## Literaturangaben

- 1) B. Altaner, Patrologie, 6. Aufl. (1960) 241 ff.; vgl. G. Gentz, Artikel „Athanasius“ in: Reallexikon für Antike und Christentum 1 (1950) 860 ff.
- 2) H. Lietzmann, Geschichte der alten Kirche 3. 2. Aufl. (1953) 316 f.
- 3) H. Lietzmann, a. a. O. 324 f.
- 4) E. Schwartz, Der sog. Sermo maior de fide des Athanasius in: Sitzungsber. d. Bayer. Akad. d. Wiss. phil.-hist. Abt. 1924, 6. Abh. 41 Anm. 1.
- 5) S. Loeschcke, Die Erforschung des Tempelbezirkes im Altbachtale zu Trier (1928) 17: Die Christen der Bischofsstadt Trier dürfen es wohl im Jahre 337 wagen, die heidnischen Kultstätten gewaltsam zu zerstören!  
S. Loeschcke, Der Tempelbezirk im Altbachtale zu Trier 1 (1838) 130: In diesem Zustand der Bebauung des Planausschnittes erlebte der Tempelbezirk den Ansturm und Sieg des Christentums um 337 n. Chr., bei dem wohl die Mehrzahl der Götterbilder und Altäre zertrümmert wurde.  
S. Loeschcke, Der Tempelbezirk im Altbachtale zu Trier 2 (1942) 43: Es erheben sich ernstlichste Zweifel, ob in Trier unter den Constantinen (um 340 n. Z.) überhaupt ein Sturz der heidnischen Götterkulte stattgefunden hat, oder ob nicht der mächtige Tempelbezirk im Altbachtal — trotz christlicher Bischöfe in Trier — als kraftvolle bodenverwurzelte Kultstätte bis in die Regierungszeit des Kaisers Gratianus, also bis ans ausgehende 4. Jahrhundert n. Z., ununterbrochen durchgehalten wurde.

- <sup>6)</sup> Vgl. die Literatur bei J. Steinhausen, Archäologische Siedlungskunde des Trierer Landes (1936) 422, Anm. 1337. Dazu auch J. Steinhausen, Die Hochschulen im römischen Trier: Jahrb. des Rhein. Ver. für Denkmalpflege u. Heimatschutz 1952 27 ff.
- <sup>7)</sup> Lietzmann, a. a. O. 118 u. 124.
- <sup>8)</sup> G. Gentz, a. a. O. 862.
- <sup>9)</sup> Th. K. Kempf, Trierer Zeitschr. 19, 1950, 47 ff. Ders., Trierer Domgrabungen 1943—1954 in: Neue Ausgrabungen in Deutschland (1958) 368 ff.; darin 375 Abb. 4 Rekonstruktionen der Deckenmalereien aus der konstantinischen Südkirche.
- <sup>10)</sup> Lietzmann, a. a. O. 203.
- <sup>11)</sup> F. X. Funk, Artikel „Mönchtum“ in: Realencyclopädie d. christl. Altertümer 2 (1886) 401 ff.  
B. Altaner, a. a. O. 233 ff. — Ägyptische Mönche (mit reichen Literaturangaben).  
H. Lietzmann, Geschichte der alten Kirche 4. 2. Aufl. (1953) 116 (Das Mönchtum).
- <sup>12)</sup> Chr. Courtois, L'évolution du Monachisme en Gaule de St. Martin à St. Colomban. Il monachesimo nell'Alto Medioevo e la formazione della civiltà occidentale (1957) 47 Anm. 1.
- <sup>13)</sup> Hieronymus, Ep. 127 c. 5 Migne PL 22, 1089 f.  
Sokrates, Hist. eccl. IV 23 Migne PG 67, 520.  
Spuren des Wirkens des hl. Athanasius in Rom siehe Lietzmann, a. a. O. 3, 301.
- <sup>14)</sup> Vgl. Lietzmann, a. a. O. Kap. 7: Die Epigonen.
- <sup>15)</sup> Leben des hl. Antonius in: Bibl. d. Kirchenväter 31 (1917) 11 f.
- <sup>16)</sup> H. Lietzmann, a. a. O. 4, 167; neuestens eingehender F. Prinz, Die Entwicklung des altgallischen und merowingischen Mönchtums in: Das erste Jahrtausend, Kultur und Kunst im werdenden Abendland an Rhein und Ruhr, Textbd. 1 (1962) 223 ff.
- <sup>17)</sup> Confessiones VIII 6. Vgl. hierzu J. Steinhausen, Trierer Zeitschr. 20, 1951, 152—154. Steinhausen schließt seine Untersuchungen zu dem Aufenthalt des hl. Hieronymus um 370 in Trier: „So wird man nach alledem getrost sagen dürfen, daß es Trier war, in dem Hieronymus den entscheidenden Anstoß zu seinem bald darauf verwirklichten monastischen Lebensideal gefunden hat.“
- <sup>18)</sup> Übersetzung von A. Hoffmann in: Bibliothek der Kirchenväter 18 (1914) 172 f.
- <sup>19)</sup> J. Steinhausen, Ortskunde Trier-Mettendorf in: Geschichtlicher Atlas der Rheinprovinz III, 1 (1932) 319.
- <sup>20)</sup> Vgl. die von Steinhausen herangezogene Literatur in Hieronymus und Laktanz in Trier a. a. O. 153. Ein Eintreten in die Diskussion über die verschiedenen Ansichten von Jullian und Altaner ist hier nicht möglich. Wahrscheinlich wird in absehbarer Zeit der Spaten das Problem der „casa“ lösen.
- <sup>21)</sup> F. Prinz a. a. O. 228 ff.
- <sup>22)</sup> Über Severus vgl. E. Ewig, Trierer Zeitschr. 21, 1952, 47 f.

## Nachrichten

Die durchschnittliche Seitenzahl der KARAWANE-HEFTE ist 56; das macht für 4 Hefte im Jahr 224 Seiten. Da wir mit dem vorliegenden Heft aber bereits 238 Seiten erreicht haben, erscheint diese Nummer als Doppelnummer.

\*

Unser Heft „Griechenland“ ist vergriffen. Da es nach wie vor stark verlangt wird, legen wir es als erweitertes Sonderheft neu auf. Beiträge von Hochschul-Prof. M. Edelmann - Überblick über die Geschichte des Mittelmeerraumes - und Univ.-Prof. Dr. J. Wiesner über den Kalenderfries an der Kleinen Metropolis in Athen, von cand. phil. J. Lehmann über byzantinische Mosaikkunst u. a. kommen neu hinzu.

Unsere Mitglieder erhalten den Sonderdruck auf Wunsch zum halben Preis (DM 1.90).

## HINWEIS

In früheren Heften der Karawane erschienen die folgenden, ebenfalls zum Thema der vorliegenden Nummer gehörenden Aufsätze. Alle diese Hefte sind noch lieferbar:

Heft 11 - alte Reihe: Prof. N. H. Baynes. Die Gedankenwelt Ost-  
DM 1.30 roms. Vortrag, übersetzt von Dr. Dieter Hummel.

Heft 4 - 1960/61: Prof. Dr. Ulrich Mann, Johanneisches Christentum.  
DM 2.20 Prof. W. Huppert, Byzanz und die byz. Kunst.

Heft 1 - 1962/63: Dr. Vera Friederike Hell, Christliches Ägypten.  
DM 2.—

Heft 4 - 1962/63: Prof. Dr. Ernst Kirsten, Cypern — Dauer im  
DM 2.20 Wechsel.

### **DIE KARAWANE**

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde - Vorsitzender Prof. Dr. Friedrich Seebass - herausgegeben von Dr. Kurt Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende Doppel-Nummer 3/4, 1963/64 kostet für Einzelbezieher DM 3.80, Jahresabonnement für 4 Nummern DM 6.—, an die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

#### **Bildnachweis:**

Titelbild, Seite 5, 9, 13, 19, 31, 45 Dr. Kurt Albrecht, Seite 31 Archiv Karawane, Seite 47, 49, 53, 54, 58 Frau Roßbach, 63, 67, 69, 71, 73 Frau Dr. Vera Hell. Die Karte Seite 70 zeichnete A. Holzwarth nach Guide Michelin. Die Erlaubnis zur Wiedergabe der Grundrisse auf Seite 74 und 75 vermittelte Frau Dr. V. Hell. Seite 82: Dr. Kempf, Eischöfliches Museum.

#### **Vorankündigung:**

Die nächsten Hefte werden IRLAND und den Küsten der nordischen Meere sowie den USA gewidmet sein.

#### **Reiseprogramme der Karawane-Studienreisen**

bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, Ludwigsburg, Bismarckstraße 30, anzufordern.